Philosophie
über die
Leiden der Menschheit

ein Lesebuch für Glückliche und Unglückliche,
speculativen und populairen Inhalts,

herausgegeben
von
Karl Heinrich Heydenreich.

Erster Theil.

Leipzig,
bei Friedrich August Leupold.
1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sr. Wohlgeboren
dem
Herrn Hofrath Wenk

Sr. Wohlgeboren
dem
Herrn Kammerrath Frege

Sr. Wohlgeboren
dem
Herrn Professor Eck

mit Dankbarkeit und Verehrung
zugeeignet.

Vorrede.

Der leidende Mensch ist ein Gegenstand, welcher der philosophischen Betrachtung so viele interessante Seiten darbietet, daß sie so lange die Welt steht nicht geschlossen werden kann; und ein fortgehendes ihr gewidmetes Werk bedarf bei der längsten Dauer gewiß keiner müßigen Ausfüllungen, um das Interesse der Leser zu unterhalten. Ich gedenke in gegenwärtiger Schrift nach und nach die wichtigsten Probleme über die Leiden der Menschheit auszuzeichnen und

mit Benutzung der bereits von Andern gelieferten Behandlungen neue Ansichten und Entwickelungen derselben zu versuchen.

Alle Philosophie über diesen ausgebreiteten Gegenstand ist entweder theoretisch oder practisch. Als theoretisch stellt sie ein Gemählde des Menschen nach der ihm wesentlich eignen Leidensfähigkeit auf, zeigt die Quellen, den Charakter und die besondern Arten seiner Leiden, bestimmt, wie fern man ihn als Schöpfer und Herrn seiner Leiden ansehen könne, und wie fern er in dieser Hinsicht unter dem Zwange der Natur stehe, macht die Uebereinstimmung der ihm wesentlich eignen Leidensfähigkeit mit seiner sittlichen Bestimmung begreiflich, beleuchtet den Gesichtspunkt, aus welchem

er auch von dieser Seite betrachtet groß erscheint, rettet seine in seinen Leiden so leicht zu verkennende Würde, und wendet alle diese Thatsachen und Wahrheiten auf Moralität und Religion an. Als practische wendet sie sich an seine Freiheit, und zeigt, wie sich der Mensch als leidensfähiges Wesen überhaupt und in Hinsicht der besondern Arten seiner Leiden verhalten und seine Einsichten in die Natur derselben so anwenden solle, daß er im Ganzen seines Lebens der größten möglichen Zufriedenheit genieße. Sie führt also zu einer Theorie der Seelenruhe des Menschen hin.

Ueber den Kreis dieser Untersuchungen wird sich das Werk verbreiten, dessen erster Versuch hiermit erscheint. Jeder Band

wird zwischen speculativen, populairen auch zuweilen dichterischen Aufsätzen getheilt sein; Geist, Sitten und Bedürfnisse des Zeitalters werden bei der Auswahl der Stoffe durchaus berücksichtigt werden. Mehrere würdige Männer haben dem Herausgeber seine Bitte um Beiträge mit einer schmeichelhaften Bereitwilligkeit gewährt; und die Vereinigung mit ihnen ist ihm um so schätzbarer, da ihre Grundsätze über das Uebel der Welt und die Leiden der Menschheit mit den seinigen harmoniren.

Karl Heinrich Heydenreich.

Inhalt.

I. Ideen zu einer Theodicee für Leidende, oder über die Harmonie der Leiden der Menschheit mit ihrer moralischen Bestimmung und die sich daraus ergebenden Gründe der Seelenruhe für Unglückliche. Seite 9.

II. Ueber das menschliche Alter, mit vorzüglicher Hinsicht auf das weibliche

Geschlecht; nach dem Französischen der Marquisin von Lambert, nebst einem Anhange vom Herausgeber. Seite 67.

III. Ueber das menschliche Elend; von Peter Charron. S. 105.

IV. Psychologische Bemerkungen über die Hypochondrie. S. 139.

Ideen zu einer Theodicee

für

Leidende

oder

über die Harmonie der Leiden der Menschheit mit ihrer moralischen Bestimmung und die sich daraus ergebenden Gründe der Seelenruhe für Unglückliche.

Einleitung.

Enthusiastische Verehrer der Philosophie versprachen den Menschen von jeher einen vierfachen durch Vertrautheit mit derselben zu erlangenden Gewinn: **Wahrheit, Tugend, Geschmack** und **Zufriedenheit.** Allein zu allen Zeiten gab es auch Gegner der Philosophie, welche jene Versprechungen schlechthin für phantastisch erklärten.

Die Gründe solcher Männer sind in keiner Beziehung scheinbarer als in Beziehung auf die Zufriedenheit. Denn obwohl man nicht läugnen kann, daß viele Männer, welche bei ihren angebornen großen Talenten für die Philosophie sich mit einer tiefen Kenntniß derselben zugleich eine außerordentliche Stärke der Seele geben konnten, durch diese Wissenschaft eine beneidenswerthe Gemüthsruhe erlangt haben, so scheint doch die Erfahrung wenig Beispiele von Liebhabern der Philosophie darzubieten, welche selbst durch einen hohen Grad von Einsicht in ihre Wahrheiten jene Gemüthsstimmung erlangt hätten. Vielmehr wird man bei einigem Umfange von Menschenkenntniß geneigt anzunehmen, daß die meisten Köpfe, welche sich, ohne ge-

rade Talente vom ersten Range zu besitzen, dem Studium der Philosophie widmeten, durch dasselbe nicht sowohl in den Zustand der Zufriedenheit als vielmehr in jenen der Unruhe versetzt worden sind. Die Meisten philosophiren sich melancholisch, während nur selten Einer oder der Andre sich jener himmlischen Ruhe nähert, die das stille Leben des großen Spinoza beseligte.

Wie wahr indessen auch immer dieses sein mag, so kann dennoch daraus keine für die Philosophie nachtheilige Folgerung gezogen werden; denn jene Thatsache kann ja wohl ihren Grund in dem vor der Hand noch unvollkommenen Zustande der Wissenschaft oder auch in einem gemißleiteten Stu-

dium und falscher Anwendung derselben haben.

Wenn die durch die Vernunftkritik für die Philosophie bewirkte Revolution nach dem Urtheile unbefangener und scharfdenkender Männer unendlich viel dazu beigetragen hat, die Menschheit ihrem Ziele näher zu bringen, wenn sich wirklich nach den Resultaten jenes Systems die Möglichkeit einsehen läßt, daß der menschliche Geist in Hinsicht derjenigen Probleme, die für ihn die wichtigsten sind, zur Selbsteinigkeit gelangen könne, wenn besonders durch jene Resultate die echten und festen Gründe der Ueberzeugung von Freiheit, Moralität, Gottheit und Unsterblichkeit entdeckt und in volles Licht gestellt worden sind; so läßt sich

vermuthen, daß man aus den Grundsätzen derselben Philosophie eine für den Geist und das Herz des Menschen befriedigende Methode herleiten können werde, zu einer von allen Seiten gesicherten Ruhe des Gemüths zu gelangen.

Alle lebende Geschöpfe besitzen höchst wahrscheinlich das Vermögen des unangenehmen Gefühls. Der Mensch ist mit einer Leidensfähigkeit begabt, welche in ihrer Art einzig ist, man möge nun auf die Quellen, oder auf die Verschiedenheit und Menge der Arten, oder auf die Mischungen, Uebergänge und Verwandlungen, oder auf die Grade und Dauer der Leiden, deren unsre Natur empfänglich ist, sehen.

Er besitzt weit mehrere Quellen des Schmerzes in sich als irgend eine Thierart; seine Leiden theilen sich in eine ungemein große Anzahl besondrer Arten von widrigen Gefühlen, Launen und Affecten; einige derselben sind für ihn unüberwindlich, andern hält er mit Freiheit und Selbstmacht das Gleichgewicht; sie vermischen sich unter einander und mit den angenehmen Empfindungen in tausend eignen zum Theil höchst seltsamen Weisen, sie sind zum Theil einer langen Stufenfolge von steigenden Graden, zum Theil nur einer sehr kurzen Dauer fähig: mit einem Worte, der Mensch als leidendes Wesen ist eben so ausgezeichnet und auffallend charakterisirt als in jeder andern Hinsicht.

Die Frage, ob der Mensch zur Glückseligkeit oder zum Elende bestimmt sei, ist eine von den ersten, zu denen Beobachtung unsrer Natur die Denker schon in den frühesten Zeiten hingeführt hat, über welche aber auch von jeher die Antworten entgegengesetzt waren. Wenn dem Einen die menschliche Natur lauter lachende Seiten darbot und als ein Inbegriff reicher Quellen des reinsten und edelsten Genusses erschien, fanden die Andern von allen Seiten Anstalten zum Elend in ihr, und erklärten den Menschen für ein Wesen, welchem die Natur alle Glückseligkeit unmöglich gemacht habe.

Vergleicht man die Gemählde derer, welche die Glückseligkeit des Menschen so

sehr erheben, mit jenen derer, welche sein Elend mit eben so starken Farben darstellen, so kann man zwar nicht läugnen, daß auf beiden Seiten Uebertreibung Statt findet, muß aber doch gestehn, daß auf der Seite der letztern überwiegende Wahrheit ist. Jeder wird in den Schilderungen eines Charron, Pascal, Bayle, Voltaire, Hume u. a. die menschliche Natur in ihren Uebeln und Leiden besser getroffen finden als in den spitzfündigen Berechnungen der Freuden und Leiden des Menschen, welche so manche neuere Philosophen der Leibnitzischen Schule geliefert haben. Schwärmerei, Zweifelgeist und Atheism haben gewiß von jenen mehr Gewinn und Nahrung gezogen als Glaube und Religion von diesen.

Wir können den Menschen aus einem zwiefachen Gesichtspunkte betrachten, um ihn nach seiner Leidensfähigkeit zu schildern; wir können ihn entweder als ein Thier denken, welches seine Vernunft zur höchsten möglichen Klugheit bildet, seine Moralität aber aus *Klugheit* unterdrückt und in Schlaf versenkt, oder als ein Wesen, welchem nichts über seine wahre Veredlung und die Cultur aller seiner höhern Kräfte geht. Aus dem ersten Gesichtspunkte ergeben sich andre Resultate als aus dem letztern.

Allein der Mensch, als höchst kluges Thier, ist der verfälschte, nicht der w a h r e Mensch, dessen Wesen eben darin besteht,

daß er nicht bloß höchst klug sondern vor allem höchst sittlich sei, und seine Würde seinem Wohl und Vortheile durchaus vorziehe. Wenn es immer erwiesen wäre, daß der Mensch, als höchst kluges Thier, dem Wohle das Uebergewicht über das Wehe geben könne, so wäre damit nichts gewonnen: denn diese Glückseligkeit erwürbe er nur dadurch, daß er nicht wäre was er sein soll; er genösse um den Preis, daß er sein eigentliches Wesen aufgäbe.

Der zweite Gesichtspunkt ist der entscheidende; und die Frage muß so gefaßt werden: wie steht es um die Ruhe und den reinen Genuß des Menschen im Verhältnisse zu seinen

Leiden, wenn man ihn als wahren durchaus menschlich strebenden und handelnden Menschen, wenn man ihn in seiner höchsten möglichen Veredlung betrachtet? Die Beantwortung dieser Frage führt allein zu einer unverfälschten Charakteristik des Menschen, nach seiner wesentlichen Bestimmung für Freuden und Leiden in dieser Welt.

Nie habe ich von diesem Standpunkte aus auf ein andres Resultat kommen können denn darauf, daß zwischen Werth und Unwerth eines Menschen und seinen Schicksalen und Gefühlen keine Proportion und Harmonie in der Natur vorbereitet ist, daß

der Mensch aller reinen Ruhe und alles reinen Genusses in dem Maße unfähiger wird, als er seine sittliche Veredlung zu seinem herrschenden Streben macht, daß seine Cultur ihn nicht zur Glückseligkeit sondern zur Schwermuth hinführt, und daß diese die eigentliche Stimmung ist, auf welche die Kräfte unsrer Natur, wenn sie in Harmonie sind, hinwirken.

Daß der Mensch bei dieser Einrichtung seines Gefühlvermögens und diesem ganzen Standpunkte, den er als Naturwesen einnimmt, eine besondre Gunst der Na-

tur zu rühmen haben solle, würde eine Spitzfündigkeit sein, für welche jeden Menschen sein inneres Gefühl Lügen strafen müßte. Der Mensch ist offenbar als genuß- und leiden-fähiges Geschöpf zurückgesetzt, und es scheint auf sein Glück in dieser Welt gar nicht gerechnet. Kein Wunder, daß er, überzeugt von dem moralischen Plane der Welt, die Frage aufwirft, wie das Verhältniß, im welchem er sich als genuß- und leiden-fähiges Wesen befindet, mit jenem Plane zusammenstimme.

Bevor von einer sichern und des Menschen würdigen Beruhigung in einzelnen Leiden des Lebens die Rede sein kann, muß zuvörderst diese Frage beantwortet werden;

der Mensch muß darüber befriedigt sein, daß ihm gerade eine solche Empfänglichkeit für den Schmerz, und diese unter solchen Verhältnissen der Welt und Natur zukomme, wie es wirklich der Fall ist.

Indem der Mensch darüber Aufschluß und Einigkeit mit sich selbst fordert, kann er nichts anders verlangen, als daß er seine Lage so finde, wie er sie als sittliches Wesen wollen muß, und wie er sie sich selbst geben würde, wenn er sie nach sittlichen Gesetzen bestimmen sollte. Alle echte Philosophie über die Leiden des Menschen im Allgemeinen kommt darauf zurück, daß sie als Gegenstand seines Willens im Bewußtsein seiner sittlichen Würde und seines Endzwecks dargestellt

werden; und der Mensch ist dann über diesen Gegenstand befriedigt, wenn er einsieht, er werde im Universum gerade so behandelt, wie er behandelt werden wollen muß.

Um nun aber eine Lage voll Drängniß und Aufopferung zu wollen, muß in dem Menschen etwas sein, was an und für sich Werth hat und höher ist denn alles Glück der Welt, ein von aller Sinnlichkeit unabhängiges Princip des Uneigennützigen und Edlen, durch welches ihm sein Dasein ohne alle Hinsicht auf den damit verknüpften Genuß achtungswürdig ist. Er muß selbst in seinen Leiden die Hoheit seiner Natur anerkennen, und sich groß fühlen, indem die Natur ihn niederzubeugen scheint.

Wenn er also sieht, daß sein Werth mit seinen Schicksalen und Gefühlen in keinem Verhältnisse steht, daß mit den Fortschritten seiner Bildung aller reine und ungetrübte Genuß immer unmöglicher für ihn wird, daß seine Cultur nur eine Quelle der Schwermuth ist, und daß die größte Tugend ihn vor den feindseligen Launen des Glükkes nicht schützt; so muß er um befriedigt zu sein zu sich sagen können, daß die Würde seines Wesens diese Situation erheische, daß er um diesen Preis ein sittliches Wesen sei, daß er sich selbst erniedrigen müßte, wenn er nicht in diese Behandlung willigte.

Hat ein Mensch diesen Gesichtspunkt für sich befestigt und die herrschende Stim-

mung gewonnen, seine Lage immer aus selbigem zu betrachten, so ist die Basis für die Ruhe seiner Seele gelegt. Nun mögen ihn als Individuum was auch für Leiden treffen, Leiden vielleicht, durch welche er gegen alle Gesetze der Gerechtigkeit gemißhandelt zu sein scheint, er wird keiner Unzufriedenheit mit der Weltregierung Platz verstatten, wird nicht die moralische Ordnung verletzt glauben, sondern mit einer aus seiner Würde selbst entspringenden Ergebung die Mittel des Trostes und der Beruhigung wirksam machen. Ohne jene Stimmung hingegen wird alle Beruhigung des Menschen in einzelnen Leiden nur eine höchst unsichre Künstelei sein.

Glaube man nicht, es sei um sich diese Stimmung zu geben gleichgültig, wie man

das Princip der Sittlichkeit fasse, ob man es mehr oder weniger rein denke. Je inniger ein Mensch die Grundsätze von Recht und Pflicht, in ihrer Reinheit und Unabhängigkeit vom Triebe nach Vergnügen, faßt, um so fähiger ist er jenes großen Blicks auf die Verhältnisse seiner leidenden Natur, von welchem die Grundlage seiner Seelenruhe abhängt. Je weniger er es vermag, die Würde jener Grundsätze ohne Beimischung niedrer Triebfedern und eigennützigen Interesses zu fühlen, um so ohnmächtiger ist er auch, eine solche Stärke der Seele und den daraus entspringenden innern Frieden zu gewinnen.

Ich glaube mit allem bisher Gesagten den Geist hinlänglich bezeichnet zu haben,

welcher in der folgenden Abhandlung herrscht. Religiöse Ueberzeugung aus moralischen Gründen wird vorausgesetzt, und die Frage wegen der Uebereinstimmung des Uebels und der mit der Menschheit verknüpften Leiden mit dem Plane einer heiligen und weisen Gottheit denselben Gründen gemäß beantwortet.

In dem folgenden Stücke werde ich diejenigen Resultate weiter auseinandersetzen und anwenden, mit denen ich im gegenwärtigen geschlossen habe. Man wird finden, daß man durch eine reine Theorie der Moralität, Religion und Bestimmung der

Menschheit auch über die verwickeltsten und verzweifeltsten Probleme in Hinsicht des Uebels der Erde Licht verbreiten kann.

Wie mannigfaltige Mittel es auch giebt, sich in denjenigen Leiden, die mit dem Loose unsrer Menschheit verknüpft sind, zu beruhigen; so ist ihre Wirksamkeit dennoch sehr unsicher, wenn wir nicht jener allgemeinen und sich gleich bleibenden Ruhe der Seele genießen, welche nur aus der Ueberzeugung von der Uebereinstimmung alles Uebels mit demjenigen Endzwecke hervorgeht, dessen Erreichung unsre Vernunft für die Menschheit fordert.

Die Sprache hat für diesen Zustand den gedankenvollsten und passendsten Ausdruck ge-

wählt, indem sie ihn Friede der Seele nennt. Friede der Seele ist nicht etwa bloß eine periodische Unterbrechung oder Einschläferung der Traurigkeit, sondern eine auf Vernunftgründen ruhende Fertigkeit, alles Uebel der Welt als Mittel für den Endzweck des höchsten Gutes anzusehen; eine daraus entspringende Fertigkeit, sich diejenigen angenehmen Gefühle zu verursachen, welche mit dieser Vorstellungsart zusammen hängen, jene unangenehmen aber von sich zu entfernen, welche die Folge der entgegengesetzten Vorstellungsart sind; endlich ein dadurch bestimmtes Vermögen der Ergebung und Fassung beim Herannahen und der Gegenwart eigener Leiden.

So lange der Mensch seine Erkenntnisse der wirklichen Welt noch nicht in Harmonie mit dem Endzwecke gesetzt hat, welchen seine moralische Vernunft für eine Welt, welche der Wohnplatz vernünftigsinnlicher Wesen ist, mit Nothwendigkeit bestimmt; so findet ganz natürlich in seinem Gemüthe eine innere Zwistigkeit Statt,

aus welcher sich unabläſſig unangenehme Gefühle entwickeln. Indem auf der einen Seite die moraliſche Vernunft mit lauter Stimme den Plan einer Welt, wie ſie ſein ſollte, verkündigt, auf der andern aber die Erkenntnißvermögen zahlloſe Data der wirklichen Welt überliefern, welche dem Anſcheine nach jenem Plane widerſprechen, und beſonders das Schauſpiel des Uebels in der Welt mit allen ſeinen ſchreckenden Farben ſich ihm allenthalben aufdringt, geräth er in eine traurige Situation voll Verſuchung, Selbſtkampf und Unruhe; alles erſcheint ihm jetzt in einer zweideutigen Geſtalt; in ihm und außer ihm iſt nichts, was er mit Vertrauen umfaſſen könnte; die Wohlthat des Lebens ſcheint ihm eine verächtliche Uebergabe an die launenhafte Gewalt blinder Kräfte; die Vernunft eine falſche Freundin, welche ſeiner in dieſer unſeligen Lage nur ſpottet. Wenn den Menſchen im Zuſtande dieſer Gemüthsſtimmung irgend eines der Leiden des Lebens trifft, ſo muß er nothwendig das troſtloſeſte Spiel ſeiner unangenehmen Gefühle werden. Seine Unruhe

wegen des Daseins des Uebels überhaupt vereinigt sich mit den schmerzhaftesten Empfindungen seiner gegenwärtigen besondern Lage; und der Einfluß derselben allein ist hinlänglich genug, um alle Mittel, sich seinen Zustand zu erleichtern, unwirksam zu machen. In keinem Falle zeigt sich dieß so ganz offenbar, als wenn Personen von jener Geistesstimmung von Krankheiten befallen werden; ihre Unzufriedenheit mit der ganzen Welt und ihrem eigenen Verhältnisse in derselben geht in eine fürchterliche Laune über, welche keinen Beruhigungsgrund Kraft gewinnen läßt, und eben dadurch auch dem Arzte den Erfolg seiner heilsamen Versuche erschwert.

Nichts ist also gewisser, als daß der Mensch, um sich gegen die Leiden des Lebens in Fassung zu setzen, zuförderst im Innern seiner Seele Friede stiften muß: denn ohne diesen Frieden ist keine sichere Beruhigung im Einzelnen möglich; er ist die Hauptbedingung, unter welcher

alle nur gedenkbare Mittel der Milderung wirksam sein können.

Wie viel Täuschendes auch der Leichtsinn, oder eine von Temperament oder vernunftwidriger blinder Resignation herrührende Seelenstärke anzunehmen fähig ist; es giebt ohne religiöse Ueberzeugung durch Vernunft keinen sichern und des Menschen würdigen Frieden der Seele. Das bloße Thier genießt in der Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse allein eines bleibenden Wohlgefühls, ohne durch den Gedanken an Endzweck und Bestimmung der Welt beunruhiget zu werden; der Mensch müßte aus sich selbst heraus gehen können, wenn er je mit Zusagung seines Bewußtseins das ununterdrückbare Interesse der Fragen verläugnen wollte: Hat die Welt einen Endzweck? Welcher ist es? Wird er, und wie wird er ausgeführt? Welchen Antheil hat die Menschheit an der Realisirung desselben?

Nicht genug, daß er diese Fragen aufwerfen muß: seine Vernunft geht weiter; sie for-

dert ohne alle Einschränkung einen bestimmten Weltendzweck, den sie für nothwendig erklärt, wenn nicht das ganze All der Dinge und alle moralische und physische Ordnung ein armseliges Spiel des Zufalls sein soll. Gut sein — was ist höher als dieß? und wenn wir glücklich werden dadurch, daß wir gut sind, bleibt dann noch ein gerechter Wunsch unsrer Natur unbefriedigt? sind wir dann nicht an einem Ziele, wo die ganze Fülle der edelsten Zufriedenheit über uns kommt? — Tugend und Glückseligkeit in Harmonie — die Vernunft kann diesen Gedanken durch keinen andern übertreffen, sie kann sich aber auch an keinem niedrigern begnügen; es ist eine Höhe, über welche hinaus wir nicht weiter athmen, unter welche aber auch die Flügel unsers Geistes sich nicht senken können. — Trostlos wäre es, wenn der erhabenste aller Gedanken, der so innigst in die menschliche Natur verwebt ist, ein bloßes Ideal für unsern Geist bliebe; wenn sich zu wirklicher vollkommenen Realisirung desselben keine Aussicht eröffnete, die uns zu Glauben und Hoffnung begeistern könnte:

dann wäre das arme Menschenwesen durch den edelsten Schwung seiner Kraft unglücklich, elend gerade dadurch, wodurch es der Seligkeit am würdigsten ist. — Aber es giebt eine Wahrheit für den Menschen, die ihn das Dunkel durchdringen läßt, welches die Zukunft und seine Bestimmung umhüllt; eine Wahrheit, deren Stoff er nicht außer sich zu suchen braucht, die er in seiner eigenen Natur verbreitet findet; eine Wahrheit, welche aus dem Innersten des Herzens selbst hervorgeht. „Es ist ein Gott!" hat der Mensch diesen Gedanken erreicht (und er muß es, wenn seine Vernunft nicht ganz schläft), dann zerstreuen sich vor seinem Blicke die Nebel, welche die Aussicht in das Universum so zweideutig machten; dann liegt der allgemeine Riß des Weltplans in vollem Lichte vor seinen Augen; dann übersieht er mit einem heiligen Schauer die moralische Ordnung in ihrer unwandelbaren feierlichen Majestät, und entdeckt mit entzückenden Ahndungen, daß die physische Natur gegenwärtig sich in zahllosen Abweichungen von jener nur deßhalb entfernt, um sich in

der Ferne der Zukunft desto harmonischer mit ihr zu vereinigen. Dann erst, wenn der Mensch diesen Glauben gewonnen hat, kann er eins mit sich selbst sein, in sich und außer sich freudig seine Blicke werfen, und in der Fülle des geistigen Lebensgefühles sein Dasein und seine Fortdauer segnen.

Man wird nicht verkennen, daß ich hier als unbezweifelt voraussetze, daß die moralische Vernunft die alleinige Quelle aller natürlichen Religion ist, daß Dasein Gottes, moralischer Weltplan, Unsterblichkeit der Seele Glaubenswahrheiten des menschlichen Herzens sind. Sie ruhen auf festem Grunde, nehmlich auf der unwandelbaren Gesetzgebung, die unsrer Vernunft eingepflanzt ist, und die wir nicht denken können, ohne uns augenblicklich zum Uebersinnlichen zu erheben.

Allein die wirkliche Welt liefert in dem tausendfachen Uebel, welches sie enthält, ein Schauspiel, welches den Gottesgläubigen selbst bis in das Innerste erschüttert. Ist gleich in seinem

Herzen Friede, ist er gleich gestimmt zur Ergebung und Zuversicht; so kann er doch nicht ohne Unruhe die Welt der vernünftigen, vernunftlos lebenden und leblosen Wesen betrachten, wo die Quellen der Leiden mit den Quellen des Vergnügens an Menge und Reichhaltigkeit wetteifern, und nur selten in der Vertheilung von Glück und Elend Gottes Finger sichtbar wird.

Ich halte es für eine grausame Empörung des Menschengefühls, wenn man diese Thatsache, für welche die ganze Natur spricht, wegvernünfteln, und die Leiden der Lebenden durch spitzfindige Zergliederung in Täuschung auflösen will; dieß bahnt eben so wenig den Weg zur Religion, als es im Besitze derselben sichern kann. Wahrer und redlicher geht man zu Werke, wenn man dem Menschen die zahllosen Uebel, die mit der jetzigen Ordnung der Dinge verknüpft sind, in einem treffenden Gemählde vorhält, und die Farben dazu gerade so schwarz wählt, als die Natur der Gegenstände es erfordert. Je ein finsterer Ton von Melancholie

(der doch zugleich wahr ist) in den Zügen dieses Gemähldes herrscht, um so reitzender wird sich über ihm die wohlthätige Beleuchtung der Religion verbreiten.

Verläugnen wir es also nicht, sondern erkennen es in seiner vollen Wahrheit an:

1) In der jetzigen Ordnung der moralischen und physischen Welt sind zahllose, nicht zu verstopfende Quellen des Elends; und die jetzige Vertheilung von Genuß und Leiden steht in keiner sichtbaren Harmonie mit den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit.

2) Der Mensch, die Zierde der Schöpfung, besitzt in jedem seiner Vermögen, von dem niedrigsten bis zum höchsten, eine Quelle des Leidens; und so lange man ihn noch nicht nach dem Gesichtspunkte der Religion betrachtet, erscheint er als das bejammernswürdigste Kind der Natur, als ein Wesen, welches zuverlässig in dem Maße elender und trostloser wird, in

welchem es seine edelsten Kräfte auf das würdigste bildet.

Der Physikotheolog verweist den Menschen, welcher sich von der Bestimmung der Welt und dem Dasein eines Gottes überzeugen will, an die Natur; die Betrachtung ihrer Anordnung, ihrer Zweckmäßigkeit, ihres Reichthums, verspricht er, werde seine Vernunft zur Gewißheit hinleiten, daß es einen weisen, gütigen Weltschöpfer gebe, der die größte mögliche allgemeine Glückseligkeit der lebenden Wesen durch sein Universum beabsichtige.

Gern überläßt sich der Mensch einer so schmeichelhaften Hoffnung, und sammelt angelegentlich die zerstreuten Data zu der so sehnlich verlangten Ueberzeugung.

Aber nur zu bald bemerkt er, wie so zweideutig die Natur in allen ihren Zügen ist, wie immer ihrem Betrachter der folgende Auftritt die Hoffnungen wieder entreißt, die der vorige

erregte. Zahllose Millionen Leben läßt sie aus geheimnißvollen Keimen hervorgehen, und führt sie selbst, nach kurzer Dauer, ihrer Vernichtung entgegen: Schaaren von Thieren, welche nur der Instinkt leiten kann, erwarten oft vergebens von einem blinden Zufalle die Mittel ihrer Erhaltung; darbend gehen sie unter, oder werden Opfer einer Feindschaft, die die Natur in ihnen stiftete, oder auch des Bedürfnisses, des Luxus, und des Vergnügens der Menschen. Kunstvoll ist die Natur in ihrem Erzeugen und Erhalten, aber eben so kunstvoll im allmächtigen und plötzlichen Zerstören. Der Mensch scheint ihr Liebling zu sein; allein auch sein Loos ist ein zweideutiger Wechsel von Glück und Elend, ein niederschlagender Uebergang von einer kurzen Blüthe zur Auflösung und zum Nichts. Traurend steht der Betrachter vor dem unermeßlichen Schauplatze der Natur, und beschwört sie vergebens um das Resultat ihrer erschütternden Contraste: tiefe Schwermuth beginnt seine ganze Seele zu beherrschen; und es ist nicht Schwärmerei, nicht Wahn eines Ge-

müthskranken, wenn er mit Werther seufzt: „Da ist kein Augenblick, der dich nicht verzehr„te, und die Deinigen um dich her, kein Au„genblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein „mußt; der harmloseste Spaziergang kostet „tausend andern Würmchen das Leben, es zer„rüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude „der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in „ein schmähliges Grab. Ha! nicht die große „seltne Noth der Welt, diese Fluthen, diese „Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rüh„ren mich; mir untergräbt das Herz die verzeh„rende Kraft, die in dem All der Natur ver„borgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht „seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. „Und so taumle ich beängstigt, Himmel und „Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; „ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, „ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“ Oder, wenn er wenigstens so glücklich ist, eine Wahrscheinlichkeit für das Dasein Gottes zu bekommen, so kann er doch nur sagen, wie jener Forscher nach Gott in der Natur, den Pascal

schildert: „ich sehe zu viel, um zu läugnen, „und zu wenig, um nicht zu zweifeln *)".

*) Pascals schöne Stelle ist die folgende: En voyant l'aveuglement et la misère de l'homme, et ces contrarietés étonnantes qui se découvrent dans sa nature; et regardant tout l'univers muet, et l'homme sans lumiere, abandonné à lui-même, et comme égaré dans ce recoin de l'univers, sans savoir qui l'y a mis, ce qu'il y est venu faire, ce qu'il deviendra en mourant; j'entre en effroy comme un homme qu'on auroit porté endormi dans une isle deserte et effroyable, et qui s'éveilleroit sans connoitre où il est, et sans avoir aucun moyen d'en sortir. Et sur cela j'admire comment on n'entre pas en désespoir d'un si misérable etat. Ie vois d'autres personnes auprès de moi de semblable nature. Ie leur demande s'ils sont mieux instruits que moi, et ils me disent que non. Et sur cela ces misérables égarés ayant regardes autour d'eux, et ayant vu quelques objets plaisants s'y sont donnés et s'y sont attachés. Pour moi je n'ai pu m'y arrêter, n'y me reposer dans la société de ces personnes semblables à moi, mi-

Vergebens bildet der Physikotheolog eine glänzende Schilderung der Vollkommenheit der

ſérables comme moi, impuisſantes comme moi. Ie vois, qu'il ne m'aideroient pas à mourir; je mourrai ſeul, il faut donc faire comme ſi j'etois ſeul; or ſi j'etois ſeul, je ne batirois pas des maiſons, je ne m'embarraſſerois point dans les occupations tumultuaires; je ne chercherois l'eſtime de perſonne, mais je tâcherois ſeulement à découvrir la verité.

Ainſi conſidérant combien il y a d'apparence qu'il y a autre choſe que ce que je vois, j'ai recherché ſi ce dieu dont tout le monde parle n'auroit point laiſſés quelques marques de lui. Ie regarde de toutes parts et je ne vois partout qu'obſcurité. La nature ne m'offre rien qui ne ſoit matière de doute et d'inquietude. Si je n'y voyois rien qui marquat une divinité, je me determinerais à n'en rien croire. Si je voyois par tout les marques d'un créateur, je repoſerois en paix dans la foi. Mais voyant trop pour nier, et trop peu pour m'aſſurer, je ſuis dans un état à plaindre, et où j'ay ſouhaité cent fois que

Welt, zeigt Quellen der Glückseligkeit in dem Weltall überhaupt, in dem Sonnensystem, und

si un dieu soutient la nature, elle le marquat sans équivoque, et que si les marques qu'elle en donne sont trompeuses, elle les supprimat tout-à fait; qu'elle dit tout, ou rien."

„Wenn ich die Blindheit und das Elend des „Menschen und die erstaunlichen Widersprüche sei„ner Natur betrachte; wenn ich finde, das rings „umher das Universum stumm ist, und der Mensch „ohne Licht, sich selbst überlassen und wie verloren „in einem Winkel des Alls steht, unwissend, wo„her er gekommen, wozu er da sei, und was nach „seinem Tode aus ihm werde: dann entsetze ich „mich, wie ein Mensch, den man schlafend in eine „verlassene, schreckenvolle Insel getragen hätte, „und der nun erwachte, ohne zu wissen, wo er „wäre, und wie er entfliehen könnte. Ich sehe „Wesen um mich, die mir gleich sind; ich frage „sie, ob sie etwas mehr wissen, als ich, und sie „erwiedern: nein; die meisten von ihnen fesseln „sich an Gegenstände des Vergnügens, und finden „in ihnen ihre Befriedigung. Mir geben diese „Wesen keinen Trost, diese Wesen, die mir gleich „sind, so elend, so ohnmächtig sind, als ich.

„Sie

dem Erdplaneten im Besondern, entwikkelt die Einrichtung der lebendigen Wesen zum

„Sie werden mir nicht sterben helfen, ich werde „allein sterben. So will ich denn auch thun, als „ob ich allein wäre; und wenn ich allein wäre, da „würde ich keine Häuser bauen, mich nicht in rau- „schende Geschäfte werfen, nicht um die Gunst von „irgend jemand buhlen; ich würde nur streben, die „Wahrheit zu entdecken.

„Bedenke ich, daß doch, aller Wahrscheinlich- „lichkeit nach, es außer und über dieser Sinnenwelt „noch etwas giebt; so frage ich, ob denn der Gott, „von dem alle Welt redet, nicht einige Merkzeichen „von sich gegeben haben sollte? Ich blicke nach allen „Seiten umher, und sehe überall nur Dunkelheit. „Die Natur bietet mir nichts dar, was nicht Stoff „zu Zweifel und Unruhe sei. Fände ich in ihr gar „nichts, was eine Gottheit andeutete, so könnte ich „mich bestimmen, sie zu läugnen: aber da ich zu „viel sehe, um zu läugnen, und zu wenig, um nicht „zu zweifeln; so gerathe ich in einen beklagenswer- „then Zustand und mein beständiger Wunsch ist, „daß, wenn ein Gott die Natur erhält, sie mir es „ohne Zweideutigkeit ankündige, trügerische Merkzei- „chen ganz unterdrücke, mir Alles sage, oder Nichts."

Genuß der Glückseligkeit, die Einrichtung des thierischen Körpers überhaupt zu diesem Zwecke, das genaue Verhältniß der Werkzeuge, Kräfte, Triebe, Fähigkeiten und Fertigkeiten untereinander, in Beziehung auf die Glückseligkeit der Individuen, und auf die Erhaltung der Arten, beweiset die unermeßliche Menge belebter Wesen; vergebens zeigt er, daß falsche Gesichtspunkte und Vorurtheile auf die Berechnung des Uebels in der Welt Einfluß haben; nie gelangt er bei dem größten Aufwande ausgebreiteter Naturkenntnisse, und dem feinsten Scharfsinne zu dem gewissen Resultate, daß die Welt einen Endzweck habe, und dieser Endzweck die möglichst große Glückseligkeit aller Lebenden sei. Wenn man ihm die Richtigkeit der Thatsachen zugiebt, welche er zusammenstellt, so muß er gegenseitig auch die zahllosen Ausnahmen anerkennen, welchen die Regel der Glückseligkeit in der Welt unterworfen ist; muß zugestehen, daß in der Vertheilung der Glückseligkeit und des Elends kein moralisches Prinzip sichtbar ist, sondern dem Anscheine nach der bloße Zufall herrscht.

Aber ist es nicht vielleicht Weisheit einer menschenfreundlichen Philosophie, den Augen der Menschen das Uebel in der Welt so viel als möglich zu entziehen, und ihre Herzen für Scenen der Glückseligkeit empfänglich zu machen? wird nicht dadurch religiöse Ueberzeugung, nicht Zufriedenheit und Ergebung in seine Bestimmung befördert? Ich will auf diese Fragen nicht erwiedern, was Jeder zugeben muß, daß alle Täuschung unmoralisch, und es frevelhaft ist, Religion auf Täuschung zu gründen; das aber muß ich vorzüglich bemerken, daß keine Täuschung zugleich unsicherer und gefährlicher ist, als eine solche Täuschung über das Uebel in der Welt. Es ist Thatsache, ein freier Blick in die wirkliche Welt durchdringt den Schleier, mit welchem es eine mißverstandene Menschenfreundlichkeit zu verhüllen denkt; und der Betrug bei dieser Absicht ist so grob, daß der Mensch, wenn er ihn besiegt hat, nur zu leicht geneigt wird, eine widrige Stimmung gegen alle religiöse Wahrheit anzunehmen. Zurückgekommen von einer Täuschung, schrecklich überrascht, und

mit Entsetzen erfüllt durch die Scenen des Elends, welche die Welt darbietet, dürfte mancher Forscher sich um so leichter dem Zweifelgeist und Atheism in die Arme werfen, und alle Versuche, Religionsüberzeugung zu gewinnen, aufgeben.

Sonderbar, daß die Physikotheologen ihr Gemählde von den Quellen der Glückseligkeit in der Welt immer nur im Allgemeinen skizziren, und sich nicht besonders an die menschliche Natur wenden, um ausführlich zu zeigen, welche Quellen der Glückseligkeit denn in ihr liegen. Der Mensch ist sich selbst der nächste, und wenn er nur in seiner eigenen Natur eine Einrichtung zur Glückseligkeit, ohne Ausnahme, fände, so wäre dieß schon für ihn ein sehr überwiegender Grund, Ueberzeugung wegen seiner Bestimmung zu fassen. Vielleicht, daß es den Physikotheologen nicht entgehen konnte, daß die menschliche Natur, betrachtet ohne alle Hinsicht auf Religion und künftige Bestimmung, uns das in seiner Art einzige Phänomen eines We-

sens darbietet, welches in dem Maße an Glückseligkeit verlieren muß, in welchem es seine edelsten Kräfte entwickelt. Fassen wir diesen auf den ersten Blick etwas abschreckenden Gesichtspunkt! Vielleicht dürfte er uns zur Wahrheit und zur Ruhe hinleiten, indem er uns auf einen andern Gesichtspunkt führte, aus welchem allein der Mensch trostvolle Aussichten für seine Bestimmung gewinnen kann.

Die sinnliche Natur des Menschen ist des Wohls und des Wehes empfänglich, wie dem Anschein nach jedes Wesen der Thierwelt. Ob der Mensch sich angenehmer fühlen könne, als die übrigen Wesen, ob seine Schmerzen empfindlicher seien, als die von diesen, läßt sich, so scheint es, auf keinen Fall ausmachen. Gewiß aber ist es, daß die Natur nicht milder mit dem Menschen umgeht, denn mit irgend einem Thiere; daß ihre Seuchen, ihre Ungewitter, ihre Stürme, ihre Fluthen, ihre Erdbeben auch für ihn fürchterliche Quellen von Schrecknissen Elend und Untergang sind. Das bloße Thier

steht unter dem Einflusse der Elemente da, und kämpft immer nur mit dem Ungemach der Gegenwart, unbesorgt wegen der Zukunft. Der Mensch besitzt eine Phantasie, der er freilich mannigfaltige Freuden verdankt, die aber, in ihrer höchsten Entwickelung, gewiß seine Glückseligkeit mehr einschränkt als befördert.

Sie vergegenwärtigt ihm immer die Bilder möglicher Uebel, und verbittert ihm den ruhigen Genuß seiner Gegenwart; sie erfüllt ihn mit grausenden Ahndungen von Leiden, erschüttert ihn bey jedem tiefern Blicke in sich selbst durch die Vorbildung seines unausbleiblichen Todes; sie täuscht ihn durch erträumte Ideale von Glückseligkeit, durch Erregung von Wünschen, welche in diesem Kreise der Dinge nicht befriedigt werden können; durch sie wird er gleichgültig gegen Freuden, die er genießen kann, und hascht ungeduldig nach solchen, deren Gewährung unmöglich ist. Sonderbar arbeitet sich der Physikotheolog selbst entgegen, wenn er, um das Uebertriebene in den Schilderungen des

Uebels der Welt zu zeigen, den Einfluß der menschlichen Phantasie auf das Bewußtsein, Gefühl und Mitgefühl desselben rügt. Eben dieser dem Menschen eigne Hang seiner Einbildungskraft, die Vorstellung eigner und fremder Uebel zu vergrößern, diese uns so natürliche Stimmung, unsre und Andrer Situationen in der schwärzesten Beschattung zu sehen, ist eine fruchtbare *Quelle von Leiden* und Gefühlen der *Unzufriedenheit* mit unserm Zustande. Oder wollte man behaupten, diese Richtung sei unnatürlich; so möchte man doch zeigen, daß sie nicht durch Thätigkeiten unsrer Urtheilskraft erfolge, welche wir gar nicht fähig sind zu unterdrücken; daß sie nicht auf Vergleichung gegenwärtiger Zustände mit vergangenen, wirklicher mit eingebildeten möglichen beruhe; möchte darthun, daß sie nicht unausbleiblich eintrete, sobald unsre Phantasie einen höhern Grad von Entwickelung und Cultur bekommt. Schnell genug entschwindet uns der glückselige Traum unsrer frühern Jugendjahre, wo wir in schuldloser Kurzsichtigkeit so manchen Auftritt des

Elendes übersahen, und ein wohlthätiger Leichtsinn unsere frohe Laune über so manche abschrekkende Seite unsers Schicksals hinwegspielen ließ. Wir erwachen nur zu zeitig aus diesem Traume, der uns den Eingang eines unruhvollen Lebens versüßen soll; und je mehr unsre Aufmerksamkeit an Dauer, unsre Urtheilskraft an Schärfe, und unsre Phantasie an lebendiger Stärke gewinnt, um so mehr entwickelt sich in uns jene immer offene Empfänglichkeit für Eindrücke des Uebels, jene unselig feine und in die größte Ferne gehende Sehkraft für Leiden, die wirklich sind, und jener feindselige Witz, mit dem wir Leiden dichten, und uns durch die eigenen Geschöpfe unsrer Laune peinigen.

Es ist in der That ein auffallendes ὕστερον πρότερον, wenn der Physikotheolog diese Thatsache dadurch zu mildern versucht, daß er sie für eine in unserer Natur weislich angelegte Täuschung ausgiebt, und über ihre Zweckbestimmung so entscheidend urtheilt, daß er sogar behauptet, ohne sie sei das Mitleiden für den Menschen gar nicht

möglich gewesen. Wenn man erst durch Aufzählung von Anstalten zur Glückseligkeit und den Erweis derselben, als Endzweckes der Welt, aus den Thatsachen von dieser, zur Ueberzeugung vom Dasein Gottes hingelangen will, muß man nicht gleich Anfangs, unter Voraussetzung dieses erst zu erweisenden Daseins, über das Uebel in der Welt urtheilen. Setze ich dieses Dasein voraus, dann gewinnt freilich die Welt vor meinen Augen eine andere Gestalt, und ich kann mich in Beziehung auf das Uebel dadurch beruhigen. Allein es fragt sich, ob die Thatsachen der Naturwelt, an und für sich selbst betrachtet, hinlänglich sind, um Ueberzeugung vom Dasein Gottes dadurch zu begründen; ob sich so unzweideutige Zubereitungen für den Endzweck der Glückseligkeit in ihr finden, daß man sie nur betrachten dürfe, um jene Ueberzeugung zu gewinnen.

Herr Platner hat durch die in seinen philosophischen Aphorismen, selbst in der neuen Ausgabe noch, aufgestellten Sätze über

das Uebel in der Welt zu mannigfaltigen Bemerkungen dieser Art Veranlassung gegeben; und ich gestehe, daß ich die Beharrlichkeit dieses scharfsinnigen Mannes auf gewissen Versuchen, das Uebel in der Welt theils zu läugnen, theils, dem Umfange und dem Grade nach, zu reduciren, mir nicht zu erklären weiß. Ich rechne hieher auch die Stelle §. 1010. „Keine Philo„sophie wird je vermögend sein, die Meinung „der Menschheit von dem Uebergewichte des „Elends merklich zu schwächen. Denn diese „Meinung selbst ist eine von der gött„lichen Weisheit angeordnete Täu„schung. Der Grad von Anstrengung für „eigene und fremde Glückseligkeit, welcher in „der Menschheit wirksam und erforderlich ist „zur größten möglichen Glückseligkeit, war „nicht vereinbar mit dem Gedanken, daß „unser selbsteigener Zustand gut, und der Zu„stand unsrer Mitgeschöpfe erträglich sei, und „daß die Welt mehr Glückseligkeit enthalte als „Elend. Unmöglicher als Alles war „ohne diese Täuschung das Mitleid mit seinen

„Wohlthaten. §. 1011. Die Meinung, mehr „elend zu sein als glückselig, ist jedoch in dem „Innern der Seele etwas anders als Schmerz; „ob sie wohl besonders in klagenden Aeußerun„gen Schmerz zu sein scheint.“ Behauptungen dieser Art zeigen nur zu deutlich, zu welchen Gewaltsamkeiten in der Darstellung der Verhältnisse des Menschen, und zu welchen Kühnheiten im Berufen auf Gott, der Physikotheolog sich berechtigt glauben kann, wenn er einmal Alles auf Glückseligkeit als letzten Zweck bezieht. Dann steht er nicht an, uns zu überreden, ein Uebel sei kein Uebel, und die Gottheit muß sich, seinem Systeme zu Gefallen, herablassen, das Glück der Menschheit durch Täuschung und Betrug zu befördern!!

Aechte philosophische Redlichkeit findet sich in den zerstreuten Aeußerungen Kants über diesen Gegenstand, eines Mannes, den, wie wir sehr wohl wissen, weder Zweifelgeist, noch Liebe zur Paradoxie, noch Ueberspannung der Einbildungskraft, noch Gemüthskrankheit, noch

Uebelwollen gegen das menschliche Geschlecht, zu einer falschen Ansicht der Lage des Menschen verführen konnte. Wie wahr sagt er in seiner Kritik der teleologischen Urtheilskraft S. 384: „Der Mensch entwirft sich die Idee der Glückseligkeit selbst, und zwar auf so verschiedene Art, durch seinen mit der Einbildungskraft und den Sinnen verwickelten Verstand; er ändert sogar diesen so oft, daß die Natur, wenn sie auch seiner Willkühr gänzlich unterworfen wäre, doch schlechterdings kein bestimmtes allgemeines und festes Gesetz annehmen könnte, um mit diesem schwankenden Begriffe, und so mit dem Zwecke, den jeder sich willkührlicher Weise vorsetzt, übereinzustimmen. Aber selbst, wenn wir entweder diesen auf das wahrhafte Naturbedürfniß, worin unsre Gattung durchgängig mit sich übereinstimmt, herabsetzen, oder andrerseits die Geschicklichkeit, sich eingebildete Zwecke zu verschaffen, noch so hoch steigern wollten: so würde doch, was der Mensch unter Glückseligkeit versteht, und was in der That sein eigner letzter Naturzweck ist, von ihm nie

erreicht werden; denn seine Natur ist nicht von der Art, irgendwo im Besitze und Genusse aufzuhören und befriedigt zu werden. Andrerseits ist so weit gefehlt, daß die Natur ihn zu ihrem besondern Liebling aufgenommen, und vor allen Thieren mit Wohlthun begünstigt habe, daß sie ihn vielmehr in ihren verderblichen Wirkungen, in Pest, Hunger, Wassergefahr, Frost, Anfall von andern großen und kleinen Thieren u. dgl. eben so wenig verschont, wie jedes andre Thier; noch mehr aber, daß das Widersinnische der Naturanlagen ihn selbst in selbst ersonnenen Plagen und noch andre von seiner eigenen Gattung, durch den Druck der Herrschaft, die Barbarei der Kriege u. s. w. in solche Noth versetzt, und er selbst, so viel an ihm ist, an der Zerstörung seiner eigenen Gattung arbeitet, daß selbst bei der wohlthätigsten Natur außer uns der Zweck derselben, wenn er auf die Glückseligkeit unsrer Species gestellt wäre, in einem System derselben auf Erden nicht erreicht werden würde, weil die Natur in uns derselben nicht empfänglich ist."

S. 391. „Was das Leben für uns für einen

Werth habe, wenn dieser bloß nach dem geschätzt wird, was man genießt, ist leicht zu entscheiden. Er sinkt unter Null; denn wer wollte wohl das Leben unter denselben Bedingungen, auch nach einem neuen selbst entworfenen Plane, der aber auch bloß auf Genuß gestellt wäre, aufs neue antreten?“

Setzen wir die Betrachtung des Menschen stufenweise fort bis zu seinen höchsten edelsten Kräften, und machen wir vorzüglich das Verhältniß derselben zu dem Gefühlvermögen zu unserm Augenmercke, so zeigt sich uns ohne alle Zweideutigkeit das von mir schon angedeutete und in seiner Art einzige Phänomen: daß der Mensch in dem Maße an angenehmer Empfindung und Genusse einbüßt, in welchem er seine höchsten und edelsten Kräfte entwickelt.

Gemeiniglich will man dieser, für den sinnlichen Menschen freilich abschreckenden Wahrheit dadurch ausweichen, daß man den natürlichen und aus dem Bedürfnisse unsrer Natur

selbst geschöpften Begriff von Genuß und Glückseligkeit gewaltsam entstellt, und eine Schilderung der Ruhe und Glückseligkeit des Weisen erkünstelt, in welche man nur etwas tiefer einzudringen braucht, um einzusehen, daß sie mehr eine Verbindlichkeit des Weisen, vielem Genusse zu entsagen, mehr eine Pflicht zu entbehren, und eine Fassung zur Resignation auf angenehme Empfindung ausdrückt, denn eine mit unserm Naturtriebe verhältnißmäßig zusammenstimmende Menge starker und ausgebreiteter angenehmer Gefühle. Die Glückseligkeit, bloß als solche, und ohne einschränkende Bedingung betrachtet, besteht in nichts anderm, als in derjenigen Menge, Art, und Stärke der angenehmen Empfindungen in dem ganzen Dasein eines mit Gefühlvermögen begabten Wesens, wodurch seinen, aus seinen natürlichen Trieben entspringenden, Ansprüchen auf Vergnügen Genüge geschieht. Und der ist unbezweifelt unter mehrern der Glückseligere (d. h. der, dessen Zustand sich der Glückseligkeit am meisten nähert), welcher die größere Menge ihm vorzüglich gefälliger und gehörig star-

ker angenehmer Empfindungen genießt. Hier möge man nun noch so wegwerfend von der Sinnlichkeit und den Freuden eines durch die Sinnlichkeit beherrschten Menschen reden; es ist doch unläugbar, daß er, wenn die äußern Umstände ihn begünstigen, und er die Quellen des Vergnügens mit gehöriger Feinheit zu suchen, den Quellen des Mißvergnügens mit Vorsicht auszuweichen versteht, mehr im Bewußtsein und Gefühle genießt, denn der weise Mann im Zustande seines Entbehrens und seiner Resignation. Gleichgültigkeit und Ruhe sind weniger als Vergnügen; Vergnügen ist als solches sich in allen Arten gleich, aber stärkeres Vergnügen ist für den Trieb mehr werth als schwächeres, ausgebreiteteres mehr als eingeschränktes, und mehreres ist für ihn besser als wenigeres.

Ich nenne diejenigen Kräfte des Menschen die edelsten, welche nicht für die bloße Befriedigung des thierischen Bedürfnisses wirken, deren Handlungen sich vielmehr auf Zwecke beziehen, welche an sich Würde besitzen, oder doch mit sol-

chen Zwecken zusammenhängen. Wahre, ohne alle weitere Beziehung geltende Würde hat eigentlich nur die sittliche Vernunft des Menschen, Erkenntniß und Gefühlvermögen leiten die Würde, deren sie fähig sind, von ihr ab.

Betrachten wir nun diese Vermögen im Zustande ihrer höhern Entwickelung, so finden wir, daß die Vernunft in Beziehung auf jedes ein Ideal entwirft, auf welches alle seine Thätigkeiten gerichtet sein sollten, welchen es sich aber nur in wenig Graden, nähern kann.

Nur dieses dürfen wir zuförderst im Allgemeinen bemerken, um sogleich zu folgern, daß es mit der Einrichtung unsrer Natur auf Vergnügen und Genuß nicht abgesehen sein kann. Zwar verursacht, nach dem Verhältnisse unsrer Vernunft und Phantasie zum Gefühlvermögen, die Vorstellung eines Ideals an sich allezeit angenehme Empfindungen; allein die Vorstellung eines Ideals, welches durch uns erreicht werden soll, und zu dessen Erreichung uns doch, allem An-

scheine nach, die verhältnißmäßigen Kräfte fehlen, diese Vorstellung, in Beziehung auf uns gefaßt, muß uns unausbleiblich mit einer Menge unangenehmer Gefühle erfüllen, gegen welche das Vergnügen der bloßen Vorstellung des Ideals an sich nicht in Betrachtung kommt. Und so ist es in der That. Mit der Entwickelung unsrer höhern Kräfte bekommen wir unwillkührlich die Richtung auf Ideen der höchsten Vollendung, auf Ideale: und wenn wir dieser Richtung nicht durch Leichtsinn entgegen wirken; so werden wir in unserm Genusse immerfort in dem Maße eingeschränkt, in welchem wir sie mit redlichem Eifer und mit der Wärme von Wesen, die ihre Würde fühlen, verfolgen. Dann verfehlen wir auch gewiß den tiefen Sinn jener Worte Pascals nicht: la misère de l'homme se conclut de sa grandeur, et sa grandeur se conclut de sa misère.

An der Spitze gleichsam der sämmtlichen geistigen Vermögen des Menschen befindet sich die sittliche Vernunft, sie durch die Natur selbst

und die ganze ursprüngliche Einrichtung ihres Wesens, zur unumschränkten Alleinherrschaft über ihn authorisirt. Während der Trieb nach Glückseligkeit unablässig seine Ansprüche geltend zu machen sucht, und die Sinnlichkeit mit immer neuen Reitzen den Menschen zum üppigen Dienste des Vergnügens zu gewöhnen strebt, steht jene unwandelbar fest in ihrer gesetzgebenden Würde, und gebietet ihm mit einem Ernste, der keinen Nachlaß kennt, sich nur nach ihren Gesetzen zu bestimmen, und durch strengen Gehorsam gegen dieselben Glückseligkeit allererst zu verdienen. Je vertrauter sich der Mensch mit ihrer Gesetzgebung macht, um so inniger wird er vom Gefühle ihrer Erhabenheit durchdrungen Es ist so unaussprechlich groß, sich unter der Oberherrschaft einer Vernunft, die durch den Einfluß keiner irdischen Kraft von ihrer Reinheit und ihrem Werthe verliert, frei zu wissen, eine Unabhängigkeit seines Selbst zu entdecken, durch die es dem Kampfe gegen die mächtigsten Leidenschaften gewachsen, und einer Oberherrschaft über die Naturkräfte fähig ist,

die es bald durch verführerische Schmeicheleien, bald durch feindselige Angriffe zu übermannen versuchen. Welch ein bewunderungswürdiges Wesen ist ein Wille, welcher in der Mitte der Natur, diesem Schauplatze einer allgemeinen Sklaverei, nur seine eigne Triebkraft kennt, und, während er sich selbst Alles rings um sich her dienstbar machen kann, keiner fremden Berührung, keiner Bewegung von außen fähig ist, ein Wille, von dem allein es nur abhängt, durch Selbstbestimmung nach den Gesetzen der Vernunft seinen Handlungen den Charakter einer reinen Güte zu ertheilen, und, einzig in der ganzen Natur, durch einen unbedingten Werth und ein seiner selbst wegen gültiges Verdienst zu glänzen!

Reine Güte, Güte unbefleckt von jeder selbstsüchtigen Regung, ist der geheiligte Gegenstand der ewigen Gebote der Vernunft, und das Bewußtsein desselben ist mit dem Bewußtsein der Freiheit, der Kraft, ihn unter allen Umständen zu realisiren, unabtrennbar verknüpft.

Allein wie unwiderstehlich sich auch dem Menschen diese Ueberzeugung aufdringt, wenn er seine Denkkraft mit lauterm und innigem Interesse auf die Betrachtung des moralischen Gesetzes heftet; so geräth er doch in Gefahr, schwankend darin zu werden, so bald er die Verhältnisse, unter denen er handelt, die Schwäche mit welcher sich so oft sein Wille gegen alle bessere Ueberzeugung bestimmt, und die Unbegreiflichkeit dieses ganzen Willens bedenkt. Wahr ist es, sein Wille ist unberührbar, unbeweglich für jede äußere Kraft; möge man Alles durch physische Macht erzwingen, nimmermehr doch ein Wollen. Aber eben in seiner innern Freiheit, seiner unbedingten Selbstüberlassenheit ist sich der wollende Mensch gewissermaßen selbst furchtbar.

Ist er sich bewußt der Kraft zu allem Guten, so ist er sich zugleich auch der Kraft zu allem Bösen bewußt: und obwohl er die Verbindlichkeit gegen das moralische Gesetz nie verläugnen kann; so weiß er doch, wie so oft und leicht er,

eben weil er frei ist, aller Einsicht von Pflicht und Güte zuwider handelt, und sich selbst auf eine Weise zum Handeln bestimmt, die ihm räthselhaft bleibt. Ja, was das niederschlagendste ist, in den meisten Fällen, wo er gut gehandelt zu haben glaubt, findet er, wenn er schärfer über die Beweggründe seiner Handlungen nachdenkt, daß er sich selbst keine befriedigende Rechenschaft darüber geben kann ob nicht falsche Triebfedern zugleich Einfluß auf dieselben gehabt haben, und wie viel dieser Einfluß betrage. Je öfterer er die beschämende Entdeckung macht, daß ihn ein geheimes Interesse des Eigennutzes und der Selbstliebe bei Handlungen geleitet hatte, die er mit der pünktlichsten Ueberlegung unternahm; desto mehr befestigt sich in ihm Mißtrauen gegen sich selbst, und Geneigtheit, seine Zufriedenheit mit gewissen Handlungen für Täuschung zu halten, und bei allem Anscheine von Lauterkeit der moralischen Triebfedern verborgene unächte Beweggründe zu vermuthen. Glaube man nicht, daß mit der Entwickelung und Ausbildung der moralischen Ver

nunft die Veranlassung und Stimmung zu diesem unruhvollen Mißtrauen abnehme; sie vergrößert sich vielmehr unausbleiblich mit derselben, und der gewissenhafteste Mensch ist jederzeit zugleich auch der, welcher am wenigsten mit sich selbst zufrieden sein kann. Die Ruhe eines Menschen steht in umgekehrtem Verhältnisse gegen die Feinheit seines Gewissens.

Allem diesem zu Folge wird es nicht schwer sein, den Ertrag von Glückseligkeit zu berechnen, der mit der praktischen Ausbildung der sittlichen Vernunft und der Schärfung des Gewissens verknüpft ist: je höher die Cultur eines Menschen in dieser Hinsicht gestiegen ist; desto mehr wird der Kreis seines Vergnügens eingeschränkt, und dafür die Summe seiner unangenehmen Empfindungen erweitert. Könnte der gute Mensch wenigstens in den meisten Fällen der Reinheit der Beweggründe seiner Handlungen sicher sein, so gewönne er mit dem Bewußtsein derselben unausbleiblich an Ver-

gnügen, und würde für die Aufopferung entschädigt, welche das sittliche Gesetz fordert. Allein da er sich selbst bei seinen freien Handlungen in den wichtigsten Rücksichten räthselhaft ist; da er sich vielleicht bei keiner einzigen derselben durch uneingeschränkte Gewißheit der Lauterkeit seiner Gesinnung befriedigen kann; da er immer mißtrauischer gegen sich selbst werden muß, je vertrauter er sich kennen lernt: so sind die Wachsamkeit, Pünktlichkeit und Feinheit seines Gewissens nie versiegende Quellen von Leiden für ihn; Quellen von Leiden, welche in dem Maße reicher und ergiebiger werden, als jene Eigenschaften sich erhöhen. Zwar kann das Bewußtsein einer solchen Gewissenhaftigkeit, und der Fähigkeit für Leiden dieser Art Ursache von angenehmen Empfindungen sein; allein diese können in der That für nichts gerechnet werden, im Verhältnisse gegen jene rastlose Unruhe, welche die Unentschiedenheit wegen der moralischen Güte der Handlungen dem gewissenhaften Menschen zuzieht.

Weltweise, welche keinen höhern Gesichtspunkt als den der Glückseligkeit, für den Menschen kennen, werden hier einwenden: eine Gewissenhaftigkeit dieser Art, wie ich sie bisher angenommen, sei überspannt und phantastisch, ja wohl gar für eine Gemüthskrankheit zu halten. Allein wenn es gewiß ist, daß der Mensch durch die ursprüngliche Einrichtung seiner praktischen Vernunft bestimmt wird, alle seine freien Handlungen der Beurtheilung nach den Gesetzen derselben für sich allein zu unterwerfen; so muß diese Beurtheilung ohne Einschränkung gelten, und mit der äußersten Strenge auf jede Bestimmung des Willens angewendet werden. So bald man annähme, man dürfe bey jener Beurtheilung sich eine Nachsicht erlauben, würde man damit selbst die ganze verbindende Kraft der praktischen Vernunftgesetze läugnen.

Tugendhaft ist nur derjenige, bei welchem das Bestreben, seinen Willen durchgängig nach an sich guten, d. h. allgemeingültigen Maximen zu bestimmen, zur Fertigkeit geworden ist; und je

ununterbrochener, stärker und reiner diese Fertigkeit wirkt, um so größer ist die Tugend eines Menschen.

Kann es uns viele Mühe kosten, zu berechnen, in wiefern diese Tugend glücklich macht, d. h. Quelle angenehmer Empfindungen ist? — Wir müßten sie ganz verkennen, wenn wir nicht zugestünden, daß der Tugendhafte durch seine Tugend einer beständigen Unzufriedenheit mit sich selbst, einer rastlosen Unruhe Preis gegeben ist, und daß in dem Verhältnisse, in welchem seine Tugend wächst, Melancholie die herrschende Stimmung seiner Seele wird. Oder soll Ruhe das Loos eines Wesens sein können, welches sich unauflößlich und streng durch die Vernunft zur reinsten Güte verpflichtet weiß, zugleich überzeugt sein muß, daß es nach seinen gegenwärtigen Verhältnissen sich nur in einem ganz unbedeutenden Grade seiner großen Bestimmung nähern kann, und fühlt, daß es bei allem seinen Ringen nach Lauterkeit des Herzens, beinahe in keinem Falle der Reinheit seiner Beweggründe

im Handeln gewiß ist? Nein, Tugend ist es nicht, was uns in diesem Leben beglücken kann; und wenn Vergnügen der höchste Zweck unsrer Natur wäre, so könnte es dazu kein untauglicheres Mittel geben als Tugend. Tugend ist Kampf, dem kein Friede folgt; sie führt — wenn nicht höhere Ueberzeugungen den schwachen Kämpfer unterstützen — zur Verzweiselung an sich selbst.

Der Tugendhafte opfert unablässig auf, und giebt sich eben dadurch Verdienst und Würdigkeit, glückselig zu sein. Kann er sich der Forerung enthalten, daß ein Wesen, würdig der Glückseligkeit, auch glückselig werde? Eine neue Quelle von Leiden für ihn. Alle Aussicht zur erhältnißmäßigen Glückseligkeit ist ihm in dieer Welt verschlossen; die Natur lenkt ihren uf seiner Güte halber nicht anders, und er lbst folgt der Verpflichtung, dem Reitze des ergnügens nicht sklavisch nachzugeben, zu entyren, und dadurch den Genuß zu verdienen. steht er denn da im Bewußtsein seines

edlen Bestrebens, mit dem lebendigen Interesse für die Gesetzgebung und Ordnung der moralischen Welt; und indem ihm die Erscheinungen der Welt rings um ihn her nirgends unzweideutige Spuren eines Planes der Gerechtigkeit und Güte darbieten, zittert er vor dem Augenblicke, wo er versucht sein dürfte, alle Moralität, Pflicht und Gewissen für nichts mehr als erhabene Träume zu halten.

Der Sklav der Selbstsucht ahndet die Leiden, welche mit Tugend verknüpft sind, sehr wohl. Nur deßhalb bietet er alle Künste auf, wodurch die Sinnlichkeit, unter Leitung der Klugheit, herrschend gemacht werden kann, um sich gegen die Stimme der Vernunft zu betäuben, und sich Fühllosigkeit für Moralität und Religion zur andern Natur zu machen. Sein Indifferentism sei so schändlich als er wolle, er sichert ihm, bei der Verwilderung seines Herzens, Ruhe und Lebensgenuß; und wenn er ihn auf den höchsten Grad getrieben hat, so verursacht ihm noch die armselige Rolle, die der

Mensch von Gewissen spielt, ein komisches Vergnügen. Wir müssen ihn verachten, aber doch zugestehen, daß, wenn der Mensch der Glückseligkeit wegen Bewohner dieser Erde ward, sein Plan sehr zweckmäßig ist, daß er vermittelst desselben, wenn ihn Natur und Schicksal begünstigen, und seine Verstockung alle Selbstscham unmöglich macht, innerhalb der Grenzen des Lebens des *größten möglichen* Glückes theilhaftig wird.

Ja fürwahr, wenn der Zweck des Menschen für den Aufenthalt auf diesem Planeten nichts höheres als angenehme Ruhe und Lebensgenuß ist, so müssen redliche Väter und Erzieher ihren Kindern und Pfleglingen zurufen: „Die ihr „noch gleichsam am Eingange einer zweideuti„gen und betrügerischen Laufbahn steht, und „erst den Plan noch zu entwerfen habt, um „eure Bestimmung zu erreichen, laßt euch nicht „durch die gleißenden Vorspiegelungen einer so „genannten Würde des Menschen täuschen! „Nein, wenn ihr glücklich werden wollt, so

„erstickt in ihrem ersten Aufregen alle jene Kei„me, welche phantastische Geister die edlen nen„nen! Drückt jene Vernunft nieder, die in der „Sphäre des Wollens und Handelns euch Ge„setze vorschreibt, euch auf Ideale richtet, die „ihr nie erreicht, im Gebiethe des Wissens euch „zu grenzenloser Erweiterung eurer Erkennt„nisse anspornt, indem sie euch zugleich Schran„ken zeigt, die ihr mit aller eurer Denkkraft „nicht durchbrechen werdet! Ertödtet jene Phan„tasie, die mit den Bildern des Möglichen, des „Vergangenen und Künftigen ein Spiel treibt, „welches nicht immer mit eurer Ruhe harmo„nirt! Stumpft euer Gefühlvermögen ab, „welches im Einverständnisse mit der Vernunft „euch tausend Leiden bereitet! Kurz, das Ziel „eurer Cultur sey die glückliche Stimmung „eines klugen Thieres, welches seine Lebensbe„dürfnisse und Triebe vollkommen befriedigt, „ohne Gefahr zu laufen, durch so genannte hö„here Bedürfnisse von seiner Glückseligkeit ein„zubüßen!“

Solche Väter und Erzieher würden, unter Voraussetzung der Glückseligkeit als obersten Zweckes, sehr consequent rathen. Freilich riethen sie eigentlich ihren Kindern und Pfleglingen nichts anders, als, nur keine Menschen zu werden. Aber giebt es dann Menschen, wenn Ruhe und Lebensgenuß der Endzweck dieser Thierart ist? — —

Doch ich habe mich zu weit von dem eigentlichen Zielpunkte meiner Betrachtung entfernt, und vielleicht dem Reitze zu sehr nachgegeben, welchen Lieblingsideen für unsern Kopf und unser Herz haben.

Die Idee, von welcher ich ausgieng, war: der Mensch muß, um sich gegen die Leiden des Lebens in Fassung zu setzen, zuförderst im Innern seiner Seele Friede stiften; dieß gelingt ihm nur durch Religion, und Ueberzeugung von der Uebereinstimmung alles Uebels mit dem Endzwecke der Menschheit.

Die Naturbetrachtung giebt uns über diese Harmonie des unleugbar daseienden Uebels mit der Bestimmung des Menschen keine Aufklärung, verwickelt uns vielmehr, wenn wir uns an sie allein halten, in trostlose Zweifel. Und so fragt es sich denn, welchen Standpunkt der Mensch fassen müsse, um sich von jener Harmonie zu seiner Befriedigung zu überzeugen?

Es kommt hierbei, wie man sieht, auf nichts anders an, als darauf, eine Glaubenswahrheit und zwei Thatsachen zur vollkommenen Befriedigung der Vernunft zu vereinbaren. Die Glaubenswahrheit ist die vom Dasein eines Gottes; die Thatsachen sind: der Endzweck des Menschen, als eines moralisch-freien Wesens, und die zufällige Vertheilung von Glückseligkeit und Leiden in der wirklichen Welt. Gott wird als Urgrund aller sittlichen Ordnung, als heiliger und gerechter Schöpfer und Regierer gedacht, als Endzweck des Menschen, als eines moralisch-freien Wesens, das höchste Ziel anerkannt, auf welches die Bestrebungen seiner Freiheit

richtet sein sollen; dieses Ziel rührt von der Gottheit her, und das Problem, welches wir u lösen haben, läßt sich vielleicht am bestimmtsten so ausdrücken: Wie können wir die ufällige Vertheilung von Glückseigkeit und Elend in der wirklichen Welt aus dem Plane Gottes für die Menschheit, wie fern ihn die Idee es Endzweckes derselben ankündigt, egreiflich machen? —

Allein, ist dieß nicht, dürfte man einwenn, eine vermessene Frage, eine Frage, t welcher man die Grenzen der Befugniß und Kraft der Vernunft überschreitet? Heißt dieß ht in die unzugänglichen und ewig verschlossen Geheimnisse der Weltregierung eindringen llen? Sollte man nicht sein Urtheil über je Gegenstand ganz aufschieben, und den fschluß in der Zukunft erwarten?

Der Ausdruck vermessen bezeichnet das entrische sowohl im Wissen als im Glau-

ben ganz vortrefflich. Ein vorgebliches Wissen ist vermessen, wenn ich damit einen Gegenstand zu erkennen und zu begreifen meine, welcher außer den Grenzen der Erkennbarkeit liegt; ein Glauben ist es, wenn ich Sätze als Bedingungen der Einigkeit mit mir selbst in Hinsicht meiner sittlichen Bestimmung für wahr halte, die es doch nicht sind. In beiden Fällen verrechne ich mich. Von einem Wissen ist hier nicht die Rede, da überhaupt die Religionswahrheiten keine Gegenstände des Erkennens sind. Es fragt sich also, ob die Entscheidung für eine bestimmte Art und Weise, die zufällige Vertheilung von Glück und Elend in der wirklichen Welt mit der moralischen Ordnung und dem darin gegründeten Plane der Welt zu vereinbaren, nicht vielleicht ein vermessener Glaube sei.

Sie würde allerdings diesen Namen verdienen, wenn sie für den moralischen Menschen gleichgültig wäre, wenn er auch ohne dieselbe in Hinsicht seiner Pflichten und seiner Bestim-

mung mit sich selbst einig sein könnte. Allein sie
st für ihn nothwendig. Sähe er die Unmög-
ichkeit ein, die zufällige Vertheilung von Glück-
eligkeit und Elend in der Welt mit der Idee
ines moralischen Planes für die Menschheit zu
ereinbaren, oder fände er doch gar keine Mög-
ichkeit, sich eine solche Zusammenstimmung be-
reiflich zu machen; so könnte er eben so wenig
n einer festen Treue für Gesetz und Pflicht be-
arren, als einen ununterbrochenen Glauben
n die Gottheit unterhalten. Da nun aber Mo-
alität und Religion von seiner Natur unabtrenn-
ch sind und seine wahre Würde ausmachen,
ist auch das Bestreben für ihn nothwendig,
nen Gesichtspunkt zu gewinnen, aus welchem
sich begreiflich machen könne, warum gegen-
ärtig gerade diese Vertheilung von Glückselig-
it und Elend Statt findet, welche dem ersten
cheine nach aller moralischen Ordnung wider-
icht. Ist die Vorstellungsart, welche er faßt,
beschaffen, daß man einsieht, sie sei zur Be-
digung der Vernunft die einzig mögliche, und
ch Verwerfung derselben müsse man in Wi-

derspruch gegen die Idee der sittlichen Ordnung gerathen, so würde es wahre Vermessenheit sein, sie vermessen zu nennen. Sie ist nicht bloß beliebige und interessante Meinung, sondern im vollen Sinne des Wortes Glaube *).

*) Kant unterscheidet mit Recht Glaube und Meinung in Hinsicht auf Religion und Bestimmung des Menschen. Meinung ist ihm eine Vorstellungsart, betreffend darauf sich beziehende Gegenstände, welche zwar nicht für unsre Selbsteinigkeit über den Endzweck unsers Daseins nothwendig ist, aber doch zur Bekräftigung und Belebung unsers moralischen Bewußtseins wesentlich beiträgt. Glaube ist ihm durchgängig ein Fürwahrhalten, ohne welches wir, als moralische Wesen, mit dem Endzwecke, den unsre Vernunft uns aufstellt, in Widerstreit gerathen müßten. Wenn wir annehmen, daß die Bande einer edlern Freundschaft und wahren Liebe durch den Tod nicht zerrissen werden, annehmen, daß Seelen, welche durch jene Gefühle ihre Cultur gemeinschaftlich beförderten, und eben dadurch in die innigste Vertraulichkeit geriethen, auch im künftigen Zustande in einer gewissen Gemeinschaft

Ein endliches sittliches Wesen kann, wenn
s sich selbst versteht, darüber nicht in Verlegen-
eit sein, daß es unter dem Einflusse einer Na-
ur steht, und des Gefühles des Mißvergnü-
ens fähig ist; dieß gehört wesentlich zu seinem
Dasein, als dem Dasein eines sittlichen Wesens.

Der Charakter eines sittlichen Wesens be-
eht in der Form des Wollens und Handelns,
elche durchaus mit Ueberwindung aller entge-
nstehenden Hindernisse zu behaupten die Ver-
nft seiner Freiheit gebietet, und welche der
rund aller Schätzung und Achtung seiner selbst
Diese Form besteht in der Nothwendigkeit,

und Wechselwirkung fortdauern; so ist dieß bloß eine Meinung, die aber höchst vernünftig ist, eine Meinung die sich an die wesentlichen Glaubens-wahrheiten anschließt, und auf unsre moralische Cultur einen kräftigen Einfluß hat. Glaube ist sie nicht, und kann es nicht werden; denn Selbst-einigkeit über unsre sittliche Bestimmung verträgt sich sehr gut mit völliger Unentschiedenheit über jene Gegenstände.

die Bestimmungsgründe seines Thuns und Lassens nach der möglichen Allgemeingültigkeit für alle übrige sittliche Wesen zu beurtheilen, und nach dieser Beurtheilung mit lauterer von fremdartigen Triebfedern unabhängiger Gesinnung die Wahl zu treffen. Das sittliche Wesen, so gebietet die Vernunft seiner Freiheit, soll nie bloß als Individuum handeln, sondern jederzeit gleichsam in der Rolle aller Mitglieder des Reichs der sittlichen Wesen. Diesemnach soll es nie bloß als Ich handeln, sondern jederzeit so, daß es in seinen Handlungsweisen alle Mitgenossen des moralischen Reichs gleichsam Du nennt, zugleich als Theilnehmer und Repräsentant des ganzen Reichs handelt.

Zu der Natur eines solchen Wesens gehört nicht bloß practische Vernunft und Freiheit, sondern auch etwas ihnen Entgegengesetztes, welches nach mechanischen Gesetzen bestimmt wird, aber Einfluß auf das Vorstellungsvermögen und durch dieses auf den Willen hat. Dieses muß sich seinen Wirkungen nach an das freie Wesen so

nschließen, daß es Bedürfnisse und Triebe in
iner Natur begründe, welche die Freiheit nicht
ufheben, aber ihm im Gegensatze der Vernunft-
esetze, welche realisirt werden sollen, Fälle der
Wahl darbiete, wo es darauf ankommt, ob je-
e Bedürfnisse und Triebe in Harmonie oder in
Widerspruch mit den Vernunftgesetzen befriedigt
verden. Es kann dasselbe bei den verschiedenen
Arten sittlicher Wesen verschiedentlich eingerich-
et sein; bei dem Menschen ist es die Sinnlich-
eit. Ohne ein solches Vermögen läßt sich
wahrhaft sittliche Handlungsweise nicht denken.

Es gehört wesentlich zu der Vorstellung eines
lchen Vermögens, daß man ihm ein Begeh-
ungsvermögen zueigne, welches nach Natur-
setzen zu einem Zwecke bestimmt wird, welcher
n sich der sittlichen Vernunft fremd ist, zu-
eich ein nothwendiges Interesse für diesen Zweck,
elches in seiner freien Wirksamkeit
m Gesetze und der Pflicht entgegenstrebt. Die-
s Begehrungsvermögen muß mit einem Triebe
ch Befriedigung gedacht werden; und die Wir-

kungen dieses Triebes sind rechtmäßig, wie fern sie dem Gehorsame gegen Gesetz und Pflicht untergeordnet sind. Bei dem Menschen, der einzigen Art sittlicher Wesen, die wir erkennen, nennen wir diese Befriedigung Glückseligkeit und den Trieb nach derselben den Trieb nach Glückseligkeit.

In allen Perioden seines Daseins muß das sittliche Wesen als begabt mit einem solchen Entgegengesetzten gedacht werden, weil es außerdem seinen sittlichen Charakter verlöre; und eben so gewiß muß ihm ins Unendliche fort ein Trieb nach Befriedigung zugeeignet werden, der in jenem Entgegengesetzten gegründet ist. Da dieses Entgegengesetzte nicht aus der Vernunft und Freiheit hervorgehen kann, muß es durch eine ganz andre Gattung der Dinge gegeben werden, deren Inbegriff wir Natur nennen mögen.

Wenn diese Vorstellungen nothwendig zusammenhängen, und das Dasein eines sittlichen

Wesens als eines solchen ohne jene Bestimmungen nicht möglich ist; so läßt sich dasselbe auch in keiner Epoche seiner unendlichen Laufbahn ohne Vermögen des Mißvergnügens denken. Will man dieses Vermögen selbst **Uebel** nennen, so erhellt, daß schon mit dem Gedanken eines sittlichen Wesens und eines Systems sittlicher Wesen **Uebel** als nothwendig gesetzt wird.

Wollte ein sittliches Wesen darüber unzufrieden sein, daß es überhaupt des Leidens fähig ist, so müßte es gar kein **sittliches** Wesen sein wollen. Da nun aber in diesem Charakter seine ganze Würde besteht, und es sich selbst verläugnete, wenn es ihn aufgehoben wünschte; so muß dasselbe aus Achtung vor seiner eignen Natur darein willigen, daß es Gefühl für das Unangenehme besitze, und daß dieses Gefühl es durch alle Perioden seines Daseins begleite. Will es der Tugend und des Verdienstes fähig sein, so muß es leiden können; es wäre Empörung gegen die sittliche Ordnung, darüber zu murren.

Allein, um zur Hauptfrage zurückzukehren, warum steht der Mensch gerade unter dem Einflusse einer Natur wie die ist, welche uns umgiebt, einer Natur, die bei der von ihr herrührenden Vertheilung der Freuden und Leiden auf die Gesetze der moralischen Ordnung nicht Rücksicht nimmt, und die den Menschen, ungeachtet seiner Würde, in Hinsicht der Glückseligkeit gegen die übrigen Geschöpfe zurücksetzt? Wie läßt sich dieß vielleicht selbst aus der sittlichen Bestimmung desselben begreifen?

Es kommt hierbei ganz auf den Gesichtspunkt an, aus welchem das gegenwärtige Leben betrachtet werden muß.

So wie das wahre Sein und die Hoheit des Menschen in der Sittlichkeit besteht, muß auch sein Leben auf dem Erdplaneten und die damit verknüpften Verhältnisse darauf bezogen werden. Die Sittlichkeit ist nicht wegen des Lebens, sondern das Leben wegen der Sittlichkeit da; es vermittelt die Wirksamkeit des freien

Wesens nach Vernunftgesetzen in Gemeinschaft mit andern Wesen. Der wahre Werth desselben besteht nicht in dem Genusse, welcher dadurch möglich ist, sondern in seinem Zusammenhange mit unsrer sittlichen Bestimmung.

Wenn es für ein sittliches Wesen nothwendig ist, unter dem Einflusse einer Natur zu stehen, so muß es in jeder Periode seines Daseins als lebend gedacht werden; ich denke unter Leben das Vermögen, sich in seine Abhängigkeit von äußern, das heißt, unserm Willen nicht unterworfenen, Gegenständen selbst zu fühlen. Ein allmächtiger Schöpfer kann zahllose Arten des Lebens schaffen und unter den sittlichen Wesen vertheilen, dem Wesentlichen nach haben sie alle ein gleiches Verhältniß zu der Sittlichkeit und Bestimmung der sittlichen Wesen. Ist grenzenlose Fortbildung und Veredlung Endzweck der sittlichen Wesen; so muß man jedes Leben als eine Epoche ansehen, in welcher die Vervollkommnung derselben bis zu einem gewissen Grade erhöht werden soll, und das Da-

sein eines jeden sittlichen Wesens kann nicht anders denn als ein Aufsteigen von Stufe zu Stufe der moralischen Cultur durch Uebergang von Leben zu Leben gedacht werden. Ist es vergönnt noch einen Blick weiter zu thun, so dürfen wir annehmen, daß die sittlichen Wesen mit jenem Aufsteigen immer minder abhängig vom Einflusse der Natur werden, und daß sie sich vermittelst der Leben, durch welche sie gehen, immer mehr und mehr über das Leben erheben und an Selbstständigkeit gewinnen.

Das Leben des Menschen auf diesem Planeten ist die erste Epoche seines Daseins und seiner moralischen Laufbahn. Der Mensch entsteht seinem Wesen nach, wenn er sich zum ersten Mahle Ich fühlt. Fassen wir den Gesichtspunkt seines Endzwecks im Ganzen und denken uns dieses Erdenleben als einen Zeitraum freier moralischer Cultur, so wird es nicht schwer sein, das Verhältniß des Menschen zur Natur während desselben zu begreifen, und mit seiner sittlichen Bestimmung zu vereinbaren.

Ist unendlicher Fortschritt in der Annähe-
ung zu dem Ideale eines vollkommen guten
Willens die Bestimmung des Menschen im
Ganzen, so müssen die ersten Epochen seines
Daseins, wenn ich so sagen darf, bloß disciplin-
arisch, das heißt, Epochen der Verbindlichkeit
um strengen Gehorsam sein; und nur durch eine
Reihe solcher Epochen müssen jene herbeige-
führt werden, *in welchen* dem Verdienste auch
ie Glückseligkeit entspricht. *Es ist also noth-*
vendig, daß er während solcher Epochen in
usammenhang und unter den Einfluß eines
Systems von Kräften gesetzt werde, welches mit
r Gesetzgebung der moralischen Welt nicht har-
onirt, eines Systems von Kräften, in wel-
em sich ihm allenthalben Reitze zur Sünde ent-
genstellen, hingegen keine nahen und offenen
ussichten zu einer Harmonie der Glückseligkeit
it der Tugend darbieten.

Man würde sich sehr betrügen, wenn man
se Behauptung willkührlich fände; sie hängt
t der Anerkennung der Bestimmung morali-

scher Wesen unabtrennlich zusammen: und wenn wir sie verfolgen, sehen wir zu vollkommener Befriedigung ein, warum wir gegenwärtig gerade von einer Natur umgeben sind, die dem Scheine nach in so entgegengesetztem Verhältnisse zu aller moralischen Ordnung steht, und daß wir, wenn wir, geleitet von reinen Grundsätzen und mit Ueberwindung jedes sinnlichen selbstischen Interesses, den Lauf der Natur für unser irdisches Leben bestimmen sollten, ihn unsres sittlichen Endzwecks wegen nicht anders einrichten könnten als so, wie er wirklich Statt findet.

Menschen von weniger sittlicher Kraft und nur mattem Interesse für das Gute scheuen sich freilich diesen Gesichtspunkt zu fassen, und können eben deßhalb über die Harmonie des Uebels auf der Erde mit dem moralischen Plane der Welt nicht einig werden. Wer aber seine sittliche Vernunft bis auf den Grad entwickelt hat, daß ihm sittliche Güte an sich schlechterdings über alles gilt, und er dieser unbedingten Schät-

zung derselben auch die mächtigsten Regungen seiner eigennützigen Begierden unterordnet, faßt ihn bald und gern, und findet in ihm immer mehr Befriedigung, je vertrauter er sich mit ihm macht; er gesteht jener Vernunft allein die Entscheidung zu und vernimmt ihre Stimme über die edelste Weise, die Bildung moralischer Wesen auf der Erde zu befördern. Ihre Resultate können keine andern als folgende sein:

Es umgebe den Menschen von allen Seiten Prüfung und Anlockung zum Abfall von Gesetz und Pflicht, die Tugend koste ihn Opfer und Kämpfe.

Mit der ewigen Wahrheit der sittlichen Ordnung stehe der Lauf der Natur einstweilen im Widerspruche. Gleichsam als ob die moralische und physische Welt nicht in einem großen Plane befaßt wären, folge die letztere ohne Hinsicht auf die Ge-

setze der ersten mit blinden Mechanism ihren eignen Gesetzen. Sie vertheile aus ihren Quellen Freuden und Leiden, ohne sich an Verdienst und Schuld zu kehren.

Ihre Elemente bilden dem Menschen einen Körper, der nach den Gesetzen ihres Mechanism wirkt und leidet, und durch den er ihrem Zwange so nahe unterworfen wird, als es nur irgend für ein vernünftiges freies Wesen möglich ist. Er hänge durch ein thierisches Leben mit der physischen Welt zusammen, und empfinde ihren Einfluß in einer Mannigfaltigkeit von Trieben, welche mit einem thierischen Leben nothwendig verbunden sind, und einer Menge von Reitzen, welche dem Gesetze und der Pflicht entgegenstreben. Zwischen seinem sittlichen Werthe und dem Zustande seines Körpers

nd Lebens sei keine nothwendige
Harmonie.

Die kluge Entwicklung seiner thierischen Kräfte gewähre ihm Ruhe und Wollust. Die Bildung seiner edelsten Kräfte beschränke im Gegentheile seine Ruhe und seine angenehmen Gefühle. Die Verfeinerung seines Gewissens gebe ihm eine bleibende Stimmung zur Schwermuth.

Er habe keine apodiktische Gewißheit von Gott und Zukunft, sondern i bloß eines gläubigen Vertrauens arauf fähig; und dieses auch könne nur durch die höchste Anstrengung iner moralischen Kraft erringen. mmer sei er versucht zu zweifeln d jenes Vertrauen aufzugeben.

Wenn er denn nun doch in diesem range von Collisionen sich zu dem

höchsten nützlichen Grade sittlicher Güte eines Menschen erhebt, so kann man sagen, daß er seine Bestimmung in diesem Erdenleben erreicht hat, möge er nun übrigens glücklich oder elend gewesen sein.

Die genauere Erwägung dieser Resultate im Einzelnen ist reichhaltig an Wahrheiten, die jeden Menschen im höchsten Grade interessiren müssen. Sie folgt in den nächsten Bänden dieses Werkes.

Ueber das menschliche Alter mit vorzüglicher Hinsicht auf das weibliche Geschlecht.

Nach dem Französischen
der
Marquisin von Lambert
nebst einem Anhange
vom Herausgeber.

Vorerinnerung

des Ueberſetzers.

Gegenwärtiger Aufſatz iſt ein Werk der-
en Marquiſin von Lambert, deren Avis
ne mere a ſa fille ich unter dem Titel:
orte einer edlen Mutter an den
iſt und an das Herz ihrer Toch-
, im Martiniſchen Verlage, und deren
exions ſur les femmes ich im zweiten
ndchen des Zuſchauers im häusli-
n Leben verdeutſcht herausgegeben
e. Auch dieſe Schrift iſt gewiß kein un-

interessanter Beitrag zur Philosophie des Lebens für Frauenzimmer; und wenn die Leser auch nur die Seltenheit zu schätzen wissen, daß ein Frauenzimmer einem andern sagt: ce qui s'apelle NOUS, c'est notre raison, so werden sie die Lectüre davon nicht bereuen.

Man hat für die Männer alles gethan, um
ıre Vernunft zu bilden, und ihnen die große
unst zu lehren, in jedem Alter des Lebens glück-
h zu sein. Cicero hat eine Schrift über das
ter verfaßt, die ihnen ganz gewidmet ist, und
orin er zeigt, wie sie auch von diesem Zeitraume
res Daseins, wo uns alles zu verlassen scheint,
ewinn ziehen können.

Die Frauen überläßt man in jedem Lebens-
er ihrem guten Glücke. Man vernachlässigt
der Jugend ihre Erziehung, und läßt sie für
s Alter ohne Stütze und Hülfsquellen. Ge-
nkenlos und mit sich selbst unbekannt leben die
isten in den Tag hinein, eitel und zerstreut

in der Jugend, schwach und hülflos im Alter. Wir gehn von einer Periode des Lebens zur andern über, ohne zu wissen, wie wir uns darin verhalten, wie wir sie genießen sollen; erst wenn sie verschwunden ist, bemerken wir den Gebrauch, den wir davon hätten machen können.

Ich nähere mich dem Alter: es soll mich nicht unvorbereitet überraschen; meine Vernunft soll mir in demselben den Werth der Dinge ersetzen, die es uns entreißt.

Jedermann fürchtet das Alter, und betrachtet es als einen Zeitraum des Lebens, in welchem der Mensch nur dem Schmerze und dem Kummer preis gegeben ist. In der That verliert jeder, der sich ihm nähert, aber gewiß die Frauen mehr als die Männer. Ihr ganzes Verdienst besteht gewöhnlich in ihren Reitzen; und wenn diese verblüht sind, sind auch alle ihre Vorzüge vernichtet. Die wenigsten erwerben sich einen bleibenden Werth, durch den sie auch in ihren spätern Jahren glücklich sein könnten.

Die Bemerkungen, meine Tochter, welche
ch gegenwärtig für mich entwickele, werden einst
uch für dich sein. Bereite dir durch eine schuld-
os durchlebte Jugend ein glückliches Alter vor.
Bedenke, daß der Frühling deines Daseins ab-
lüht. Deine Reitze werden dich verlassen; dei-
e Gesundheit wird abnehmen; das Alter wird
ie Blüthen deiner Gestalt welken machen: und
vie jung du auch bist, so wird doch der Zeitpunkt
chnell genug da sein, wo sich die lachende Pe-
iode deines Lebens endigt.

Beide Geschlechter erfahren in ihrem Alter
ewisse Uebel gemeinschaftlich; nicht bloß der Kör-
er sondern auch der Geist leidet. Das Al-
er, sagt Montaigne, giebt dem Geiste
nehr Runzeln als dem Gesichte. Un-
ngenehme Gefühle sind sein Gefolg; es trocknet
e Quelle aller Freude in unserm Herzen aus,
füllt uns mit Ueberdruß der Gegenwart und
urcht vor der Zukunft; beinahe bleiben wir
ur für den Schmerz noch reitzbar.

Für die Frauen führt das Alter gewisse eigenthümliche Leiden mit sich, welche nach der Verschiedenheit der Charaktere wieder verschieden sind. Frauenzimmer leben entweder dem Vergnügen, oder widmen sich der Tugend: unter diese beiden Hauptclassen kann man alle Individuen unsers Geschlechts bringen; nur daß freilich Egoism und Moralität in tausend besondern Gestalten erscheinen können und sich auf die mannigfaltigste Weise zusammen vermischen.

Personen, welche aller Reitze und aller Zärtlichkeit ermangeln, weder Eindruck machen noch Eindruck aufnehmen können, leben in ruhiger Einförmigkeit hin, und verlieren, wenn sie in die Jahre kommen, weniger als andre, welche durch ihre äußern Vorzüge Leidenschaft erregen können und ihrer selbst empfänglich sind. Indessen haben sie auch mit gewissen eignen Leiden zu kämpfen, und müssen wegen mancher Unvollkommenheiten auf ihrer Huth sein. Gewöhnlich werden sie das Opfer übler Laune und eines grämlichen, mißmuthigen Wesens. Dieß ziemt

icht; wir sollen den Frohsinn lieben, sollen ihn
ins selbst geben und in andern nie verdammen.
Leicht erniedrigen sich auch solche Personen zu dem
Laster des Geitzes. Die Natur hat ihnen so
viel versagt, was die Glückseligkeit eines Wei-
es ausmacht; nun wollen sie sich doch an etwas
alten, und wählen den Reichthum, dessen In-
eresse ihnen Ersatz für den Mangel jener Vor-
züge gewähren soll, deren sie entbehren mußten.
Möchten sie doch vernünftig nachdenken und
ich überzeugen, daß man an Glückseligkeit mehr
ewinnt, wenn man seine Schätze mit Weisheit
ertheilt, als wenn man sie im Kasten bewahrt.

Frauenzimmer, welche dem Vergnügen leb-
n und schön waren, verlieren im Alter unend-
h viel. Diejenigen davon, welche sich gar
icht mäßigten und sich über alle Rücksichten ih-
s Geschlechts wegsetzten, sind ganz verloren.
uxus und Wollust allein knüpften ihre Bande
it dem andern Geschlechte: jetzt sind sie ent-
ößt von Reitzen; ihr Dasein kann weder Män-
er noch sie selbst interessiren. Personen, wel-

che Achtung vor sich selbst hatten, und Recht- schaffenheit und Freundschaft mit der Liebe zu vereinigen wußten, bleiben durch die Vorzüge und Süßigkeiten eines angenehmen Umgangs auch im Alter noch mit den Männern verbunden. Was sonst als Tugend kann dauernde Bande zwischen beiden Geschlechtern knüpfen?

Charaktere von einer zarten Empfindsamkeit haben mehr zu dulden, denn das Herz stumpft sich nicht ab wie die Sinne. Treue gegen unsre Pflichten ist nicht selten mit langwierigen Leiden verknüpft: die Liebe entschädigt sich für das, was die Sinne ihr versagen, durch Gefühle des Herzens; und je mehr man diese in sich zurückzieht, um so lebhafter sind sie.

Unsre Lieblingsneigungen werden geschwächt indem wir sie befriedigen; und die Leidenschaften der Frauenzimmer verzehren sich wie jene der Männer. Kurz, es giebt in dem Leben der Frauenzimmer einen kritischen Zeitpunkt; ihr Betragen in diesem entscheidet über ihren Ruf und die Dauer der Ruhe ihres Lebens.

In der Jugend werden die Frauenzimmer von ihrem Feuer fortgerissen; und sinnliche Eindrücke führen sie auf erlaubte oder unerlaubte Leidenschaften. Der Reitz des Neuen ist für sie eine ergiebige Quelle angenehmer Unterhaltung. Diejenigen, welche Schönheit besitzen, finden ihren Genuß in den Wirkungen ihrer Gestalt, und üben durch dieselbe eine unbeschränkte und doch süße Herrschaft aus. Majestät und Ansehen gebieten nur über äußere Dinge; die Schönheit herrscht über die Seele, und führt edes liebenswürdige Weib zu tausend geheimen Triumphen.

Welche Fülle von Annehmlichkeiten gewährt icht das Verlangen zu gefallen! Welch Ineresse nehmen nicht junge Frauenzimmer an en Mitteln einer erlaubten Galanterie! Wele süße Rührungen erwecken die Leidenschaften ihnen!

Alles dieses verschwindet uns in einem geissen Alter; überlassen wir uns da noch der

Wärme des Herzens und der Empfindsamkeit, so bleiben uns nur Leiden übrig. Es giebt einen Zeitpunkt, wo wir jedem lebhaftern Vergnügen entsagen, uns darauf einschränken müssen, der Würde unsers Geschlechts und unsers Alters angemessen zu leben. Alle rauschendere Vergnügungen fallen dann weg, und überhaupt verliert sich der Geschmack an ihnen. Deine wahren Freunde sind dir meistens entrissen; und die Zeit, neue Bande zu knüpfen, ist vorüber. (Höchst glücklich wärst du, wenn du in den Jahren deiner Blüthe auch nur einen Freund erworben hättest, der dir auch in den spätern noch bliebe.) Und wenn du denn, verlassen von dem, was außer dir ist, in dich zurückkehrst, findest du in dir nur körperliche Schwäche, Ueberdruß und eine Fülle trauriger Bemerkungen.

Das Alter beschleicht uns gemeiniglich ehe wir uns eine Kenntniß desselben erwarben, und wie Fremdlingen erscheint uns alles in ihm neu. Wir haben nie über die Pflichten, die uns in ihm obliegen, nie über die Vortheile, die wir

von ihm ziehen können, nachgedacht; und doch erfordert dieß die Würde unsrer Natur und unsre Klugheit zugleich.

In jedem Lebensalter haben wir Pflichten gegen uns selbst und Pflichten gegen andre. Die Pflichten gegen andre werden im Alter verdoppelt. Können wir dann dem geselligen Umgange keine Reitze mehr geben, so fordert man wahre Tugenden um so unnachlaßlicher von uns. In der Jugend ist Alles beschäftigt uns entgegenzukommen; im Alter müssen wir für andre besorgt sein. Man verzeiht uns keine Fehler mehr, erlaubt uns nicht mehr Unrecht zu haben. Vormahls bestachen wir unsre Richter durch unsre Reitze; die Schönheit unsrer Jugend bedeckte alles; die Verirrungen unsrer Urtheilskraft waren als Beweise von Naivetät und Offenheit liebenswürdig: jetzt richtet man uns mit unerbittlicher Strenge.

Eine der ersten Klugheitsregeln für Frauenzimmer, welche in das Alter treten, ist die:

achtsam auf sich selbst zu sein, und in seine Gespräche, seine Kleidung und sein ganzes Aeußeres den feinsten Anstand zu legen. Nichts ist lächerlicher als sich durch einen gesuchten und erkünstelten Putz in den Verdacht zu bringen, als wolle man Reitze zurückrufen, welche verschwunden sind. Ein zugestandnes Alter ist minder alt als ein solches, welches man thöricht verläugnen will. An dieser Klippe scheitern gemeiniglich Frauenzimmer, welche vormahls schön und liebenswürdig waren; sie vergessen nur zu leicht, daß sie es nicht mehr sind. Und doch ist es so nothwendig, dieß immer in Gedanken zu haben, sich vorzustellen, daß die Lebenszeit vorüber ist, wo man durch einen blendenden Schimmer täuschen konnte und nach seinen Phantasien und Launen leben durfte, und daß wir nun der Verachtung preis gegeben sind, wenn wir nicht in allen Verhältnissen auf das strengste leben wie wir leben sollen. Wir leben aber wie wir sollen, wenn wir durchaus der Vernunft gemäß leben; denn das, was wir uns nennen, unser wah-

s, unabhängiges Selbst, dieß ist unsre
ernunft *).

Eine besondre Aufmerksamkeit erfordern die
esellschaften, die wir wählen; sie müssen nur
us tugendhaften Personen von gleichem Alter
it uns bestehen. Ein zweideutiger Umgang
rträgt sich schlechterdings nicht mit der Würde
nsers Alters, und macht uns in diesem Zeit-
aume des Lebens im höchsten Grade verächtlich.

Schauspiele und öffentliche Oerter dürfen wir
nn entweder gar nicht oder doch höchst selten
suchen; nichts ist widriger als hier ein Ge-
ht, welches seine Reitze verloren hat, auszu-
llen: man muß solche Oerter verlassen, wenn
an keine Zierde derselben mehr sein kann. Wir

*) Nous ne vivons comme nous devons, que quand nous vivons selon la raison; car ce qui s'apelle NOUS, c'est notre raison. Darauf führt auch diese vortreffliche Schriftstellerin alle Philosophie zurück. Philosopher, sagt sie in ihrem Gemählde Fenelons, c'est rendre

können freilich durch Vorzüge des Geistes interessiren: allein sie kommen wenig in Betrachtung, wenn wir uns in der Mitte junger, blühender Frauenzimmer befinden; wir fühlen dann um so empfindlicher, was wir verloren haben. Zurückziehung und Beschäftigung mit uns selbst ist wohl der beste Theil, den wir ergreifen können; die Eigenliebe wird dabei nicht so oft gereitzt. Indessen giebt es auch stille und anständige Amûsements, welche dem weiblichen Alter ziemen, wobei wir in unsern Pflichten nicht gehindert und unsre Gefühle geschont werden.

Wenn unsre Sitten in den Jahren der Jugend rein und unschuldig waren, so können wir eines sanften und ruhigen Alters genießen. Nur eine lange Uebung und Fertigkeit in der Tugend ist die Stütze und der Trost des Alters; sie flößt uns gegen die damit verknüpften und unvermeid-

a la raison toute sa dignité, et la faire rentrer dans ses droits; c'est rapporter chaque chose a ses principes propres, et secouer le joug de

lichen Uebel Muth und Standhaftigkeit ein. Man fragte einen Philosophen, welcher hundert und sieben Jahre durchlebt hatte, ob ihm das Leben nicht zur Last fiele. Mein Alter, antwortete er, ist mir nicht beschwerlich, denn ich habe meine Jugend nicht gemißbraucht.

Wahr ist es, die Trennung von gewissen Gefühlen kostet dem Herzen viel, um so mehr, da wir gemeiniglich ihren Werth erst dann zu schätzen wissen, wenn wir gezwungen sind, sie zu verlassen. Allein ist es denn vernünftig, Freuden in einer Lebensepoche zu fordern, in welcher wir ihrer nicht mehr fähig sind? Ist es nicht weiser und besser, wenn man sich in die Leiden seines Alters und seines Zustandes geduldig ergiebt? Die Natur hat mit den Menschen eine Art von Vertrag geschlossen: sie giebt ihnen

l'opinion et de l'autorité. Beschämt nicht diese Erklärung aus dem Munde einer Dame so viele Definitionen berühmter Philosophen? (Oevr. de M. de Lambert T. II., VII.)

das Leben nur unter Bedingungen, schenkt uns nichts als Eigenthum, sondern leiht bloß; und wer wird sich gegen das natürliche Loos der Menschheit empören?

Die Liebe ist das erste Vergnügen, und die süßeste Täuschung unsers Lebens. Wenn wir über die Jugend hinausrücken, verdoppeln sich die Leiden, und die Freuden werden vermindert, die mit der Liebe verknüpft waren. Gewöhnlich wollen Frauenzimmer den Grenzpunkt aller Liebe nicht anerkennen, wollen in das entferntere Alter Gefühle hinüber nehmen, die demselben ganz unangemessen sind; dieß ist aber nicht Schuld des Alters sondern unsre Schuld.

In jeder Periode unsers Lebens kostet es Resignationen, denn unser ganzes Leben ist ja nichts als eine Reihe von Verlusten und Trennungen. Das Alter fordert die stärkste Verzichtleistung. Alle Bande, die uns mit so vielen Reitzen an das Leben knüpften, lösen sich nach und nach ab; der Schleier der Täuschung

nkt; wir sehen die Dinge in ihrer wahren Ge-
alt, und finden daß die Welt mit ihren Freu-
en uns betrogen hat.

Glücklich wir, wenn Beschäftigungen unsers
Geistes und Religion uns die flüchtigen Güter
nicht vermissen lassen, welche die Zeit uns ent-
iß. Und dieses späte Glück des Lebens kann
uns nur eine *wohl angewendete Jugend* ge-
währen.

Wenn wir frühzeitig unsern Geist zum Den-
en bilden, und ihn mit Kenntnissen berei-
ern, welche unsre Vervollkommnung und
Glückseligkeit vermehren; so werden wir auch
n Alter nicht an Leere der Seele und langer
Weile leiden. Aber freilich müssen wir nicht
us falschem Ehrgeitz nach Wissenschaften stre-
en, welche außer dem allgemeinen Horizonte
er Menschheit liegen, oder doch der Fassungs-
raft und Bestimmung unsers Geschlechts nicht
ngemessen sind.

Die Natur hat uns einen Kreis von Erkenntnissen angewiesen, mit welchem wir zur Erreichung unsrer wesentlichsten Zwecke und unsers Wohles vollkommen zufrieden sein können; allein, leider ist es unsre Unart nach einer Wissenschaft zu streben, welche für uns nicht möglich ist.

Ehe wir uns in Untersuchungen einließen, welche unsre Fassungskraft übersteigen, sollten wir uns von den Grenzen aller unsrer Erkenntniß und den Gründen einer sichern Ueberzeugung unterrichten, sollten Meinung von wahrer Wissenschaft unterscheiden, sollten Energie und Selbstständigkeit genug besitzen, um bei schwankenden und undeutlichen Erkenntnissen zu zweifeln, und das nicht wissen zu wollen, was über unsrer Sphäre ist. Um aber unsrer Kühnheit Einhalt zu thun und unser zu großes Selbstvertrauen durch Vorsicht zu mäßigen, müssen wir bedenken, daß beide Grundquellen unsrer Erkenntniß, Vernunft und Sinne, oft ihr Spiel mit uns treiben. Die Sinne berücken die Ver-

nunft, und die Vernunft stört durch spitzfindige Täuschungen die Sinne.

Ein Alter ohne Religion würde eine unerträgliche Last sein. Aller Lebensgenuß, welcher von den Außendigen herrührte, verläßt uns; beinahe ermangeln wir uns selbst. Die schätzbarsten Güter, Jugend, Kraft und Gesundheit, sind verschwunden: der Blick in die Vergangenheit verursacht uns Bekümmernisse; die Gegenwart entschlüpft uns und die Zukunft erfüllt uns mit Grausen. Welche Wohlthat der Religion, daß sie uns die Aussicht in eine selige Ewigkeit eröffnet, während der zweifelnde Philosoph an den Grenzen des Lebens nur Vernichtung vor sich sieht! Welche trostvolle Aussicht! Allein die meisten Menschen leben ohne an ihre Bestimmung zu denken. Sie, die Ruhm und Glück mit so vielem Feuer verfolgen, sind in Hinsicht der Erkenntniß ihrer wahren Natur ganz gleichgültig, leben gedankenlos fort, unbekümmert, ob das, was man ihnen von der Zukunft sagt, Wahrheit oder Chimären sind,

sehen Tod, Ewigkeit, Strafen und Lohn vor sich, ohne daß es ihnen in den Sinn käme, daß diese großen Wahrheiten sie auf das lebhafteste interessiren sollten.

Ich gehe zu den Vortheilen über, welche mit dem Alter verknüpft sein können.

Jeder Act des Lebens hat gewisse eigenthümliche Güter: der erste die Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft; der zweite die Vergnügungen, welche Ehrgeitz und Achtung gewähren; der letzte die Freuden der Vernunft und der wahren Ruhe.

Friede der Seele ist das nothwendigste Erforniß zum Vergnügen. Wenn unsre Seele nicht von vielen sinnlichen Rührungen beunruhigt wird, ist sie um so fähiger Güter zu genießen, die sich ihr darbieten, und ersetzt das, was den Gegenständen fehlt, durch die Zufriedenheit, mit welcher sie sich ihnen hingiebt.

Man muß, sagt man, aufgehört haben zu leben, ehe man stirbt; gewiß eine Hauptbedingung eines ruhigen Alters *). Aufhören zu leben heißt aber hier, nicht mehr an den Reitzen des Lebens hängen, nicht mehr unter Hoffnungen und Entwürfen für die Zukunft herumschwärmen. In den frühern Perioden des Lebens beschäftigen wir uns mehr mit der Zukunft als mit der Gegenwart; und unser Leben würde sehr kurz ausfallen, wenn nicht die Hoffnung seinen Umfang erweiterte. Wir leben eigentlich nie, sagt Paskal, sondern wir hoffen nur immer zu leben.

Im Alter verläßt uns diese Stimmung zum Phantasiren, die uns vormahls so manche Unruhen verursachte; um so leichter können wir den Frieden unsrer Seele erhalten.

*) Dieß ist eine Stelle Charrons: O la belle chose, pouvoir achever sa vie avant sa mort.

Man hält es gewöhnlich für eine Hauptpflicht des Alters, immer an den Tod zu denken. Ich glaube, daß es für unsern Lebenswandel gut ist, ihn nicht aus den Augen zu lassen; nur muß er uns gerade nicht immer in seiner schwarzen Gestalt vorschweben, um uns zu beunruhigen. Der letzte Act ist allezeit tragisch, wie trefflich auch das Stück sei; der Vorhang fällt endlich doch: die schönsten Leben endigen sich auf gleiche Weise; man wirft Erde über den Leichnam, und damit gehab dich wohl für immer *). Laß uns hoffen, daß der Himmel für unsern letzten Act sorgen werde; lebe schuldlos und tugendhaft, und betrachte übrigens das Leben nicht wie ein zu großes Gut. Es hat der Freuden genug, um uns eine Zeit lang zu fesseln, aber auch Uebel genug, um wegen seines Verlustes nicht zu verzweifeln.

*) Eine Stelle Paskals in seinen Pensées: les plus belles vies se terminent toutes de même; on jette de la terre, et en voila pour jamais.

Freiheit und Unabhängigkeit ist ein großer
theil des Alters. Die öffentliche Meinung
uns dann nicht mehr tyrannisiren. So
e man jung ist, denkt man nur immer, wie
in den Augen Andrer erscheine: es kommt
uf an, seinen guten Ruf zu gründen, sich
ehrenvolle Stelle in Andrer Einbildung zu er-
en und selbst in ihrer Idee glücklich zu sein;
t sowohl uns als vielmehr Andre ziehen wir
Rathe. Im Alter verweist uns alles an uns
: und die Rückkehr zu uns selbst führt ihre
thümlichen Freuden mit sich; wir fangen an,
elbst zu Rathe zu ziehen und Vertrauen auf
u setzen, und geben uns nicht mehr dem Glücke
er Illusion zu Spielwerken hin. Unsre Mit-
chen dürfen sich dann nicht mehr berechtigt
en uns zu täuschen: wir haben sie kennen ge-
und kennen uns selbst; wir ziehen von un-
und ihren Fehlern Gewinn und sehen ein, wie
wir uns irrten, indem wir so große Erwar-
n von Menschen hegten, deren Behandlung
n den meisten Fällen nur lehrt, schlechter-
auf nichts mit Zuversicht zu rechnen.

Das Alter macht uns auch in so fern unabhängiger, als es uns von der Tyrannei der Leidenschaften befreit, und uns die Wollust fühlen läßt über sie erhaben zu sein. Freilich büßen wir dadurch zugleich manchen Genuß ein, auf den wir in den vorigen Epochen unsers Lebens einen großen Werth setzten; allein das Verlangen darnach ist auch dann verloschen, und die Vernunft, welche in ihre vollen Rechte eintritt, gewährt uns für das was wir verloren den vollkommensten Ersatz. — Diejenigen sind im Alter zu beklagen, die in allen ihren Entwürfen und Hoffnungen nur von ihren Launen abhingen und durchaus Sclaven des Glücks waren. Entblößt von allen dauernden Gütern, nähern sie sich ohne Stütze und trostlos dem Ende des Lebens. Möchte ich eine Unwahrheit sagen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen in diesen traurigen Fall gerathen! Aber es liegt nur zu hell am Tage, daß die meisten ihr ganzes Leben darauf verwenden, Güter zusammenzuhäufen, die sie unausbleiblich verlieren müssen, ohne zu bedenken, daß Güter, die

verlieren können ohne unterzugehen, gar
t wahrhaft unser sind. Kein Wunder, wenn
n den spätern Jahren des Lebens, wo die
änglichen Freuden der Erde keine Reitze mehr
uns haben, bei einer gänzlichen Leere der
le sich selbst zur Last fallen.

Wer sich frühzeitig Vollkommenheiten des
stes und Herzens erwarb, welche mit der
the des Lebens nicht verschwinden, der ge-
it dadurch, daß die Leidenschaften verlöschen.
Ihrer Knechtschaft schwächt und verengt sich
sam die Seele; sie erweitert sich und steigt
Hoheit, wenn das Joch derselben abgewor-
ist. Leidenschaften sind allezeit von Illu-
n der Einbildungskraft begleitet und ver-
hen, von diesen unterstützt, mehr als sie
hren können. Wenn sie vollends ganz auf
chung hingehen, so werden sie im Alter wi-
und verhaßt. Ehrsucht erscheint dann als
eit, und kokettirende Verliebtheit giebt
icherlichste Schauspiel von der Welt.

Das Alter ist diejenige Lebenszeit, welche ganz der Wahrheit und einer ungetäuschten Ansicht der Dinge gewidmet sein soll. Jugend und Leidenschaften leihen allen Gegenständen falsche Farben; das Alter verwischt diese und zeigt uns wahre Gestalten.

Ueberdrüßig der Zerstreuungen der Welt und von ihren Freuden unbefriedigt, zieht sich ein Frauenzimmer, welches seinen wahren Vortheil versteht, mit dem Herannahen der spätern Jahre in die Einsamkeit zurück, um sich ungestört mit sich selbst zu beschäftigen. Die Welt entreißt uns uns selbst; die Einsamkeit giebt uns uns wieder.

Welch ein glückseliges Leben, von allen Knechtschaften befreit zu sein und auf alle Lieblingsgenüsse einer üppigen Welt Verzicht zu leisten! nicht aus flüchtigem Ueberdrusse, sondern aus Grundsätzen, die auf der Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit beruhen. Diese Ueberzeugung söhnt uns mit der ernsten Weisheit aus, und

verleiht dem Alter Reitze, welche keine der übrigen Lebenszeiten besitzt. Aber nur freien Seelen kommt es zu, Leben und Tod zu wägen; nur Seelen, reich an Hülfsmitteln und Kraft, sind fähig, die letzten Jahre des Lebens mit jener Ruhe zu genießen, welche der Triumph des Alters ist, während die Schwachen dann überall nur Quellen des Elends finden.

Seneca sagt: es sei kein Schauspiel der Gottheit würdiger als der Kampf eines tugendhaften Menschen mit dem Schicksale. Man kann diesen Ausspruch sehr passend auf einen Menschen anwenden, welcher, von allem, was ihn außer ihm sonst anzog, verlassen, dem Alter, der Schwäche und dem Tode preis gegeben ist, und dennoch sich durch einen vollkommnen Frieden der Seele glücklich fühlt. Schuldlosruhig sind seine Tage, sanft seine Nächte; im Umgange mit großen, edlen Todten findet er zuverläßige und standhafte Freunde, welche Leichtsinn und Eifersucht nie zur Treulosigkeit verführen, und er-

giebt sich in die Gesetze der Natur und das unvermeidliche Loos der Menschheit. Ueberzeugt, daß der Plan unsers Lebens Plan der Gottheit ist, und daß sie über alle unsre Schicksale waltet, findet er in der Liebe und der Furcht dieses erhabenen Wesens eine sichere Freistatt gegen die Unruhen und Kümmernisse des Alters.

Anhang

eine Stelle dieses Aufsatzes betreffend.

Wie sehr auch die Verfasserin dieses Aufsatzes
er die herrschenden Vorurtheile ihres Ge-
lechts erhaben ist, so kann sie dennoch nicht
mer dem Einflusse derselben ausweichen. Wenn
an sich erinnert, wie nachdrücklich sie in ihrem
is d'une mere a sa fille einschärft, Frauen-
mer sollen ihre körperlichen Reitze für etwas

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zufälliges ansehen und sich durch Bildung ihres Geistes, ihres Herzens und ihrer Sitten wahren Werth zu geben suchen; so muß es ungemein befremden, wenn sie in ihren Gedanken über das Alter dem Frauenzimmer den Besuch des Theaters und überhaupt öffentlicher Oerter des Vergnügens für die spätern Jahre beinahe ganz verbietet, und zwar aus dem Grunde, weil die Eigenliebe dabei verletzt werde. Ihre eignen Worte sind: Les ſpectacles, les lieux publics doivent être interdits, ou du moins il faut y aller rarement; rien de moins decent, que d' y montrer un viſage ſans graces; dès qu' on ne peut plus parer ces lieuxlà, il faut les abandonner. Les avantages de l' eſprit ſe ſoutiennent mal au milieu d'une jeuneſſe brillante; ils vous ſont trop ſentir ce que vous avez perdu. Rien ne convient que d'etre chez ſoi; l'amour-propre y ſouffre moins qu' ailleurs. Also wären Theater und alle öffentliche Oerter des Vergnügens nur Schauplätze für die Eitelkeit junger schöner Damen? Die Meisterwerke eines

Diderot und die rührenden Gemählde eines
Ifland würden nur deßhalb dargestellt, damit
die Reitze blühender Schönheiten in den
Logen glänzen könnten? Plätze, bestimmt für
den Genuß des geselligen Lebens, sollten nur da-
zu dienen, die Triumphe des schönen Geschlechts
über die Schwäche der Männer zu verherrli-
chen? — Wie mochte nur eine in jeder Rück-
sicht so gebildete und wahrhaft erleuchtete Dame
zu solchen Vorurtheilen herab sinken und nicht
bemerken, in welchen Widerspruch sie dadurch ge-
gen ihre höchsten und besten Grundsätze über die
Würde ihres Geschlechts gerieth! Sollte man
nicht bei einem so ausgezeichneten Beispiele ge-
neigt werden denen beizutreten, welche alle
Consequenz mit dem Charakter dieses Geschlechts
für unvereinbar halten? — In der That dür-
fen sich Frauenzimmer über die Verachtung der
Männer nicht beschweren, wenn sie sich selbst
einen so verächtlichen Standpunkt anweisen,
müssen nicht klagen, daß die Huldigungen un-
sers Geschlechts gegen sie in den Jahren ihrer
Blüthe nur üppige Spiele unsrer Geschlechts-

lust sind, daß wir selbst bei diesen nur zu oft eine geheime bittre Geringschätzung blos geben, daß wir sie wie die Tyrannen unsrer leidenschaftlichen Jugend mit der verschlossenen Tücke ohnmächtiger Sclaven anbeten, und, wenn ihr Alter uns von ihrer Herrschaft befreit, die ganze Last unsrer Verachtung auf sie fallen lassen. Wenn sie Alles von ihren Reitzen erwarten, so haben sie im Alter Alles verloren; und wer wird Wesen achten, an denen nichts ist?

Ich würde der Frau von Lambert im höchsten Grade Unrecht thun, wenn ich an der Innigkeit und Stärke ihrer in so mancher schönen Schrift geäußerten Ueberzeugungen über die wahre Cultur weiblicher Seelen auch nur im mindesten zweifelte: allein sie erleidet zuweilen eine Weiblichkeit, und vergißt sich gerade wo sie es am wenigsten sollte; wie denn einige von ihren Lehren in dem avis d'une mere a sa fille nichts viel Besseres als Regeln der Koketterie sind. Ich habe diese

neiner Uebersetzung größten Theils weggelassen
nach den höhern Grundsätzen dieser Schrift-
rin umgeändert.

Theater sind, den Ausdruck nur wohl
tanden! Schulen der Moralität, der
nschenkenntniß, der Sitten und des An-
des; öffentliche Oerter sollen einen edlern
gang in größern Zirkeln von Menschen
rdern, denen nicht etwa ein zu großer Ab-
an Bildung alle Berührungspunkte für
geselllige Leben benimmt. Warum sollen
Frauenzimmer in den spätern Jahren davon
chließen? Ist etwa ihre Bildung dann vol-
et? Können sie nicht mehr an Tugend, an
feinerung ihres sittlichen Gefühles, nicht
r an Kenntniß der Welt, an Geschmack
Annehmlichkeiten für den Umgang zuneh-
? Können sie nicht durch interessante An-
dungen, die sie vom Besuche des Theaters
hen, nicht durch ihre gesellschaftlichen Ge-
he Nutzen und Vergnügen verbreiten? Ist

eine Mutter in der Mitte ihrer Töchter, in der Loge oder auf der Promenade gesehen ein widriger Anblick?

Frau von Lambert beruft sich auf die unangenehmen Gefühle, welche Frauenzimmern in spätern Jahren die Vorstellung verursacht, daß sie einst schön waren, jetzt es nicht mehr sind, und welche freilich bei eiteln Personen dieses Alters dann am lebhaftesten Statt finden, wenn die Gegenwart blühender Schönheiten ihre Gestalt noch mehr herabsetzt. Allein Eitelkeit hätte sie bei einem jungen Frauenzimmer, welches sie zu bilden denkt, nicht als etwas Wesentliches und für ihr Geschlecht Nothwendiges annehmen, nicht Empfindungen als unausbleiblich voraussetzen sollen, die nur Folge von Verschrobenheit und Erniedrigung des weiblichen Charakters sind. Sie hätte sie lehren sollen, daß der Verlust ihrer jugendlichen Reitze auf ihren Frohsinn und die Ruhe ihres Lebens keinen Einfluß haben müsse, daß die

eicheleien, welche die Männer an sie am
en und Mittage ihres Lebens verschwen-
von keinem Werthe sind, wenn sie nur
Schönheit angehören, daß der bessere und
schätzbare Theil unsers Geschlechts ein
nzimmer von Tugend und Geist auch dann
und vielleicht gerade dann am reinsten
esteſten, bewundert und achtet, wenn die
ung seiner Reitze wegfällt, und daß ein
nzimmer von seinem Geschlechte die un-
sten Begriffe haben muß, wenn es durch
bergang zu dem Alter seine wahren Vor-
verlieren glaubt.

enn das weibliche Geschlecht seinen Werth
dem Maßstabe wahrer philosophischer
sätze zu schätzen wüßte, und nicht den Lei-
ften und Launen seiner Schwäche die erste
ne überließe, so würde gewiß die Haupt-
der Leiden so vieler von den alternden
zimmern bald verstopft werden, welche
ichtbefriedigung ihrer Eitelkeit durch den

Eindruck körperlicher Reitze ist. Sie würden sich eben so zufrieden in das unvermeidliche Loos der Natur ergeben, als es von dem Manne auch bei einem nur mäßigen Grade der Cultur geschieht, und würden glauben, daß das graue Haar des Weibes eben so ehrwürdig sein könne als das graue Haar des Mannes.

Ueber

as menschliche Elend

von

Peter Charron.

Vorerinnerung
des Uebersetzers.

ne Betrachtung über das menschliche
d, an welcher Ernst und Laune gleichen
eil haben, gewährt Belehrung und Be-
ung. Diejenige, welche ich hiermit
etzt liefre, macht vielleicht den originell-
Theil von Charrons Werke sur la
se aus*). Lassen wir uns so gern durch

*) Ich werde mit der Zeit eine Bearbeitung des
anzen Werkes liefern, welches, so viel ich
weiß, nie in das Deutsche übersetzt worden,
ber auch, um wahrhaft übersetzt zu werden,
Muße und Fleiß erfordert.

Gemählde über diesen Gegenstand Thränen entlocken, so kann es ja wohl auch zuweilen vergönnt sein ihn von Seiten anzusehen, wo er das Zwerchfell reitzt, zumahl wenn diese Seiten mit Menschenkenntniß gefaßt sind, wie hier. Ich bemerke nur noch wegen derer, die Charrons Werk nicht kennen, daß sein Zweck keinesweges frivoler Spott über die menschliche Natur, sondern eine lächerlichweinerliche Blosstellung der Gebrechlichkeit der großen Menge der Menschen in Hinsicht ihres Wohls und ihres Wehes ist. Er arbeitet seine Schilderungen, unbeschadet ihrer philosophischen Richtigkeit, zugleich in das Komische und Burleske, um die Aufmerksamkeit selbst flatterhafter und verblendeter Leser desto mehr zu reitzen, sie zur Selbsterkenntniß zu führen,

) so das Interesse für Weisheit, Glück-
gkeit und Ruhe desto sichrer in ihnen zu
cken. Uebrigens lebte er vor zwei und ei-
n halben Jahrhunderte, und war Cano-
us und Cantor in der Cathedralkirche zu
nden. Man lese über ihn Bayle in s.
örterb. Art. Charron, auch befindlich
Herrn Prof. Jakobs Auszuge.

Die Menschheit ist das leibhafte Elend selbst; denn in ihr ist alles Elend, und außer ihr in der ganzen Welt keins. Erbärmlich zu sein ist das Eigne des Menschen; er allein und jeder ohne Ausnahme ist erbärmlich. Wollte man das menschliche Elend nach allen seinen Theilen schildern, so müßte man sein ganzes Leben, sein Wesen, seinen Eintritt in die Welt, seine Dauer und sein Ende durchgehen. Ich lasse es wohl bleiben diese Höllenarbeit zu unternehmen; das wäre ein Werk ohne Ende, und im Grunde ein sehr abgedroschenes Werk. Ich will nur einige Producte auszeichnen, die weniger gemein sind, die man gar nicht zum menschlichen Elende rechnet, weil man sie nicht genug erwägt, die

n aber höchst wichtig finden würde, wenn
n gehörig darüber urtheilte.

Der erste und hauptsächlichste Beweis der
ärmlichkeit des Menschen besteht darin, daß
Hervorbringung und der Eintritt desselben
die Welt schmählich, niederträchtig und ver-
et ist, sein Ausgang, Tod und Ruin, glor-
h und ruhmvoll. Man sollte glauben, der
nsch sei ein Monstrum, eine unnatürliche
geburt; denn wenn man einen macht, hat
Schande davon, Ehre, wenn man einen
ringt. Nostri nosmet poenitet et pu-
Ich muß dieses mit fünf oder sechs Wor-
weiter ausführen. Die Handlung, mit der
einen Menschen hinpflanzt, ist mit allem,
dazu gehört, schimpflich: Glieder, Werk-
, Zurüstungen, alles ist schimpflich; man
t es nicht ohne hinzuzufügen: mit Re-
t zu sagen; in der ganzen menschlichen
r giebt es nichts so schimpfliches. Hinge-
d i e Handlung, wodurch man einen Men-
zu Grunde richtet, ist sehr ehrenvoll; was

dazu dient, das vergoldet man, ziert sich damit, trägt es an der Seite, in der Hand, auf den Schultern. Man schämt sich einen Menschen gebären zu sehen, und läuft wie unsinnig darnach, wenn einer stirbt, sei es nun im Bette, oder auf dem Schaffot, oder im Felde. Um einen Menschen zu machen, versteckt man sich und löscht das Licht aus, thut es ganz verstohlen: aber mit großer Glorie und großem Pomp bringt man Menschen um das Leben; man zündet Lichter an, um sie sterben zu sehen; man richtet sie am vollen Tage hin, liefert am vollen Tage Schlachten, stößt in die Trompeten und mordet sie zu Tausenden. Es giebt nur eine Manier Menschen zu machen, um sie zu Grunde zu richten tausend und aber tausend Mittel, Erfindungen und Kunstgriffe. Niemand bezahlt, ehrt und belohnt die fruchtbaren Menschen, die ihr Geschlecht vermehren und erhalten; aber Ehre, Größe, Reichthümer, Würden, Reiche, Triumphe, Trophäen fallen denenjenigen zu, die die menschliche Natur quälen und zerstören. Die beiden ersten Menschen der Welt, Alexander

Cäsar, haben jeder mehr als eine Million
nschen aus der Welt befördert, und keinen
acht, keinen nach sich gelassen. Stellte man
in den alten Zeiten bloß zum Vergnügen
Zeitvertreibe des Volks öffentliche Nieder-
elungen von Menschen an; homo, ſacra res,
jocum et luſum occiditur. Seneca. Sa-
ſpectaculi in homine mors eſt; innocen-
in ludum veniunt, ut publicae volupta-
oſtiae fiant. Tertull. Es giebt Nationen,
he ihre Geburt verwünschen und ihren Tod
en. Welch ein unnatürliches Geschöpf, dem
ihm selbst schaudert! So etwas findet man
r allen übrigen Thieren und in der ganzen
nicht. —

Der zweite Hauptbeweis des menschlichen
ds besteht darin, daß der Mensch sich die
en und armseligen Freuden, deren er fähig
reiner, großer, vollkommner Freuden ist
nz unfähig), auf alle mögliche Weise schmä-
Das Ungeheuer! ist Feind seiner selbst,

verräth sich selbst, hat Ekel vor seinen Freuden, und hält es mit dem Unglücke! Ja es giebt Menschen, die Gesundheit und Frohsinn, nie Uebel fliehen. O miseri, quorum gaudia crimen habent! Wir sind nur sinnreich, wenn es darauf ankomint uns zu quälen. Das ist der wahre Lockvogel für die Kraft unsres Geistes.

Noch schlimmer! dieser Geist ist nicht allein ein Störenfried und Schadenfroh gegen sich selbst, ein Feind seiner kleinen, natürlichen und gerechten Vergnügungen; er ist noch dazu ein wahrer Jammerschmid. Dinge, die an sich gar keine Uebel sind, die die einfältigsten Thiere nicht fürchten, stellt er sich als die schrecklichsten Uebel vor, als: kein Geld, keinen Rang, keinen Stern zu haben; ein Hahnrei zu sein; keine Kinder haben; sterben. Die Wahrheit zu sagen, ist der Schmerz das einzige Uebel. Wenn einige weise Männer jene Dinge zu fürchten scheinen, geschieht es nicht wegen ihrer selbst, sondern wegen des Schmerzes, der sie zuweilen be-

eitet; rechnet man diesen weg, so ist alles
ebrige nur Phantasie, die nirgends als im
opfe des Menschen sitzt, der es sich herzlich sauer
erden läßt, um nur recht erbärmlich zu sein,
seinen wahren Uebeln noch neue hinzudichtet,
nd Statt sein Elend zu castriren es nur noch
eiter ausdehnt und vergrößert.

Was den Schmerz betrifft, der, wie ich
en bemerkt, das einzige wahre Uebel ist, so ist
r Mensch ganz dazu gemacht und geboren.
e Mexikanerinnen begrüßen die Kinder, wenn
aus dem Schooße ihrer Mutter kommen, mit
Worten: Kind, du bist in die Welt
kommen um zu leiden; sei standhaft,
lde und schweig still!

Daß der Schmerz dem Menschen natürlich,
er Ruhe und Vergnügen seiner Natur fremd
d, läßt sich leicht zeigen. Alle Theile des
enschen sind des Schmerzes fähig, nur wenige
Vergnügens. Diejenigen Theile, welche

Vergnügen hervorbringen können, sind doch nur für eine oder für zwei Arten davon empfänglich, alle aber können eine große Menge sehr verschiedener Leiden empfinden. Die Sprache hat nicht Worte genug, um die Leiden des Menschen auszudrücken. Nicht zu gedenken seiner Seelenleiden, wie vielerlei unangenehme Gefühle erfährt nicht sein Körper! Hitze, Kälte, Stich, Quetschen, Ritzen, Aufreiben, Stoßen, Brennen, Ermattung, Spannung, Druck; und wer mag alles nennen, was den Menschen quälen kann! Im Zustande der Freude kann der Mensch nicht lange dauern. Das Vergnügen des Körpers ist Strohfeuer; wenn es dauerte, würde es Langweile und Ueberdruß bewirken. Der Schmerz ist einer sehr langen Dauer fähig; er hat nicht etwa seine Zeit wie das Vergnügen, sondern ist immer bei der Hand: auch ist das Reich und die Botmäßigkeit des Schmerzes größer, allgemeiner, mächtiger, dauerhafter, mit einem Worte, natürlicher als die des Vergnügens. Man kann noch hinzufügen, Schmerz und Mißvergnügen erscheinen öfterer, Vergnügen ist

. Das Uebel kommt leicht von sich selbst gesucht worden zu sein; das Vergnügen sich suchen und oft um einen höhern Preis n als es werth ist. Vergnügen ist nie ist immer mit einer gewissen Bitterkeit engt; der Schmerz ist nur zu oft ganz und da. Das Allerschlimmste und der offenbar- Beweis unsrer Erbärmlichkeit besteht darin, die höchsten Grade von Wollust und Ver- en uns weniger rühren als ein leichter nerz; segnius homines bona, quam sentiunt. Wir haben von unsrer voll- nenen Gesundheit kein so lebhaftes Gefühl on der geringsten Krankheit; pungit in vix summa violatum plagula corpus, do valere nil quemquam movet. —

Doch es ist noch nicht einmahl genug daß Mensch von Natur ein erbärmliches Wesen und daß er sich außer seinen wahren und tlichen Uebeln noch falsche und bloß einge- e schmiedet; er unterhält und dehnt sie auch

noch aus, die wirklichen und die eingebildeten, wie er nur immer kann: so verliebt ist er in das Elend. Er braucht dabei verschiedene Manieren. Erstlich hilft er sich durch Erinnerung des Vergangenen und Vorhersehung des Künftigen: und da kann er seinen Zweck nicht verfehlen; denn Gedächtniß und Vorhersehung, unsre größten Güter, auf die wir so sehr stolz sind, sind Werkzeuge unsres Elends; futuro torquemur et praeterito, multa bona noſtra nobis nocent, timoris tormentum memoria reducit, providentia anticipat, nemo praeſentibus tantum miſer eſt. Ist es nicht eine große Noth um das Uebel, daß der Mensch nicht erwarten kann bis es kommt, sondern es vorher schon zu sich lockt, wie die, welche sich aus Furcht, daß sie nicht sterben müssen, selbst ermorden. Er will vor der Zeit und gedoppelt elend sein, durch das wirkliche Gefühl eines gegenwärtigen Leidens, und durch eine lange Vorbeschäftigung damit, die oft schlimmer ist als die Leiden selbst. Die Thiere sind vor dieser Thorheit sicher, und können es der Natur Dank wissen, daß sie ihnen

so viel Geist, Gedächtniß und Vorherse-
verliehen hat. Cäsar sagte, der schön-
od sei derjenige, den man am wenigsten
editirt habe. Gewiß hat die Vorbereitung
Tode vielen Menschen mehr Qualen ver-
t als das damit verknüpfte Leiden selbst.
ede nehmlich nicht von einer tugendhaften
philosophischen Prämeditation, welche die
e unüberwindlich gegen alle Angriffe des
ksals macht, sondern von einer schmutzigen,
en und eiteln Furcht vor künftigen Uebeln,
e einen schwarzen Dampf über die Schön-
und Heiterkeit der Seele verbreitet, und
Ruhe und ihren Frohsinn zerstört. Statt
solchen Prämeditation wäre es besser, sich
dem Uebel selbst ohne vorher daran zu
n überraschen zu lassen. Ueberhaupt ist
mmerlich, wie ein Maulaffe nach der Zu-
zu gaffen und sich in Hoffnungen, Wün-
und Furcht ängstlich um sie zu bekümmern;
nicht zu gedenken, daß wir über die Zu-
nicht die mindeste Gewalt haben, berau-
wir uns dadurch des ruhigen Genusses der

gegenwärtigen Güter, und machen es uns unmöglich mit ihnen zufrieden zu sein. —

Der Mensch geht aber noch weiter. Damit es ihm niemahls an Stoffen des Elends fehle und er immer reichlichen Vorath davon habe, ist er unermüdet, Ursachen und Nahrungsmittel des Elends auszustöbern. Mit Herzenslust mengt er sich geflissentlich in Angelegenheiten, denen er wohl den Rücken kehren würde, wenn sie sich ihm selbst aufdringen wollten. Thue er es nun aus einer unseligen Rastlosigkeit seines Geistes, oder um den Geschäftigen, Gewandten und Verständigen zu spielen, immer unternimmt er eine neue Last, oder theilt sich in die Lasten Andrer. Kurz er ist so unablässig getrieben von Sorgen und unnützen, ja schwierigen und gefahrvollen Gedanken, so beunruhigt durch die Gegenwart, so überdrüßig der Vergangenheit, so gequält von der Zukunft, daß er nichts mehr zu fürchten scheint, als daß er vielleicht noch nicht elend genug sei. Armes Geschöpf, möchte man ihm zurufen, wie viel Leiden bereitest du dir willkühr-

ußer den nothwendigen Uebeln, die die
dir ohnehin zusendet! Aber er gefällt sich
nen Drangsalen, und läßt sich nicht da-
bbringen seine vergangenen Leiden im
htnisse wiederzukäuen. Klagen ist für
ine Wollust; er übertreibt den Schmerz
inen und unbedeutenden Dingen; er nennt
s unglücklichste Wesen von Allen: est quae-
dolendi voluptas. —

So ist er denn von Natur und durch seine
ihr, in Wirklichkeit und in Einbildung,
ger Maßen und mit Herzenslust höchst
und bei seinem höchsten Elende doch im-
och so bettelarm an Leiden, daß er nicht ge-
eue zusammentreiben kann. Laßt uns nun
was er thut, wenn er eines Leidens über-
ist, welchen Weg er einschlägt, um sich
zu entfernen, welche Gegenmittel er
t, um es zu heben. Die Gegenmittel
ewiß so beschaffen, daß sie ihn mehr beun-
n als das Uebel selbst; und im Grunde
r nichts anders, als daß er Leiden gegen

Leiden und wohl gar mit seinem Schaden austauscht. Dieser Tausch ergetzt ihn: er findet eine Art von Trost darin, Uebel durch Uebel zu heilen; Folge des Wahns der elenden Welt, als ob nichts nützlich sei, was nicht Mühe und Pein koste, nichts Werth habe, was nicht theuer zu stehn komme, und überhaupt Leichtigkeit und Bequemlichkeit unter die verdächtigen Sachen gehören. So viel ist wahr, obwohl seltsam und hinlänglich das menschliche Elend zu beweisen, daß kein Leibes- oder Seelenübel anders davon geht als durch ein andres Uebel. Krankheiten des Geistes und des Körpers werden nur durch Marter, Schmerz und Sorge vertrieben: die des Geistes durch Reue, Nachtwachen, Fasten, härene Hemden, Kerker, Zucht und Disciplin, welche Dinge alle ihres Zwecks wegen schmerzlich sein müssen; die des Körpers durch Arzneien, Incisionen, Fontanelle, Diät und dergleichen, wo denn der Kranke einerseits von dem Leiden der Krankheit selbst, anderseits von der lästigen Regel gequält wird, die er befolgen muß. —

lle diese Leiden sind körperlich oder zwischen
r und Seele getheilt, und erstrecken sich
ns auf Einbildungskraft und Phantasie.
wollen wir die geistigen Leiden des Men-
betrachten, welche von Irrthum und Bös-
eit abhängen, und um so gefährlicher sind,
ihm am nächsten liegen, recht eigentlich
sind, und dauernder und ausgebreiteter
n als die übrigen. Dazu kommt, daß
Mensch sie weniger fühlt, sie sich gern ver-
t, und sich eben dadurch noch unglücklicher
So scharfsichtig als er gegen seine klei-
nd mittelmäßigen Leiden ist, so gefühllos
gegen die größten. Er ist so eingemacht
und so unheilbar, daß man es nicht wa-
arf sie ihm unter das Gesicht zu sagen:
ns darf man sie anschielen und von wei-
it dem Finger darauf weisen, damit er
merke und überdenke; von selbst läßt er
nicht einfallen.

Was erstens den Verstand des Menschen
ifft, ist es nicht ein seltsames und heilloses

Elend, daß er ganz eingemacht ist in Irrthum und Blindheit? Die meisten gangbaren, ja die beifälligsten und geheiligtesten, Meinungen des Volks sind falsch und erlogen und, was noch schlimmer ist, für die menschliche Gesellschaft verderblich. Aeußerst wenige weise Männer erheben sich über sie und betrachten sie als das was sie sind. Die herrschenden Meinungen sind wie ein Strom, der alles mit sich fortreißt; man muß fest und standhaft sein, muß seinen Geist gesund erhalten und wohl erzogen haben, um ihn vor der allgemeinen Verderbniß zu bewahren.

Es wäre eine zu weit aussehende Sache, alle Vorurtheile der Welt zu specificiren; ich will nur einige der wichtigsten ausheben.

1) Man pflegt über den Werth von Planen und Rathschägen nach Ereignissen zu entscheiden, die nicht in unsrer Gewalt sind und vom Himmel abhängen.

2) Man verdammt und verwirft alles, Sitten, Meinungen, Gesetze, Gebräuche, Obser-

anzen, als barbarisch und untauglich, ohne
e eigentlich zu kennen, bloß, weil sie uns
ltsam erscheinen und außer unsrer Spähre
egen.

ℳan schätzt und empfiehlt die Dinge wegen
rer Neuheit, Seltenheit, Fremdheit und
Schwierigkeit; vier betrügerische Vorurtheile,
elche mit dem Volke ihr Spiel treiben.
ft sind solche Dinge eitel und nichtswürdig,
ngefähr wie das Kunststück eines elenden
ℳenschen, der sich viel damit wußte, Kör-
rchen zu tausenden durch Nadellöcher zu
rfen.

an ergiebt sich dem Aberglauben; die ge-
öhnliche Krankheit der Schwachköpfe, Wei-
r und Kinder.

an schätzt die Personen nach ihren Gü-
n, ihrem Reichthume, ihren Würden
d Ehrenzeichen, und verachtet diejenigen,
nen diese Dinge mangeln, gerade so als

wenn man ein Pferd nach Sattel und Zaum beurtheilen wollte.

6) Man schätzt die Dinge nicht nach ihrem wahren, natürlichen und wesentlichen Gehalte, der oft innerlich und verborgen ist, sondern nach ihrem Aushängeschilde, Prunk und Geräusch, welches sie machen.

7) Man bildet sich ein sich an seinem Feinde zu rächen, wenn man ihn ermordet; eine große Schwachheit! Damit bringt man ihn gegen alles Uebel in Sicherheit, und macht ihn unfähig die Rache zu empfinden.

8) Man hält einen Menschen für verachtenswürdig und erbärmlich, weil er ein Hahnrei ist. Welcher Unsinn, einen Menschen wegen des Lasters einer andern Person, welches er nicht billigt, weniger zu achten! Dasselbe gilt von den Bastarden.

9) Man verachtet Dinge, welche gegenwärtig sind, Dinge, welche wir besitzen und fried-

lich genießen können, und schätzt dieselben hoch, wenn man sie nicht hat und sie in fremden Händen sind, gleichsam als ob Gegenwart und Besitz ihren Werth verminderte, Abwesenheit und Nichtbesitz ihn steigerte: virtutem incolumem odimus, sublatam ex oculis quaerimus invidi; darum gilt kein Prophet in seinem Vaterlande. Auf gleiche Weise erzeugt Oberherrschaft Verachtung dessen, was unter einem steht und was man regiert. Die Ehemänner behandeln nur zu leicht ihre Weiber geringschätzig; willst du sie nicht mehr lieben, sagt der ıstige Bruder, so heirathe sie. Wir hätzen das Haus, das Pferd, den Bedienn, ja wohl gar die Kinder Andrer mehr, ben weil sie Andern und nicht uns gehören. Seltsames Betragen, die Dinge mehr nach r Einbildung als nach der Realität zu hätzen! wie es der Fall ist mit allen abwenden und fremden Dingen, sowohl bevor an sie hat, als nachdem man sie gehabt hat. evor man sie hat, beurtheilt man sie

nicht nach dem, was sie wirklich werth sind, sondern nach dem, was wir uns von ihnen einbilden, oder was uns von ihnen durch Andre gerühmt worden ist. Wenn man sie besitzt, würdigt man sie nach dem Gewinne, den man von ihnen zieht; hat man sie verloren, so betrachtet man sie nun erst im Ganzen: vorher hatte man sie nur stückweise, nach und nach, genossen; man dachte, es sei immer noch Zeit genug sie zu genießen; kaum, daß man ihren Besitz bemerkte. Daher die große Trauer, wenn wir sie nicht mehr haben, und die Gleichgültigkeit gegen sie, so lange wir sie besitzen.

Dieser Thorheit steht eine andre entgegen, daß Menschen sich selbst so außerordentlich und einzig gefallen, daß sie alles, was ihnen gehört und mit ihnen zusammenhängt, für das Beste in seiner Art halten. Wenn Narren dieser Art auch um nichts klüger sind als die vorher geschilderten, so sind sie doch wenigstens glücklicher.

Man macht überall den Eiferer, hackt auf Alles, nimmt Alles zu Herzen, setzt in Allem seinen Kopf auf, und ist übertrieben, wenn man nur einen gleißenden Vorwand von Gerechtigkeit, Religion, Gemeinbesten und Volksliebe hat.

Man macht den Grinspeter und Untröstlichen beim Tode oder Verluste einer fremden Person, und glaubt, wenn man nicht ganz zerschmilzt, so sei es Mangel an Liebe und Zuneigung. Auch dieß ist Eitelkeit.

Man schätzt nur diejenigen Handlungen, welche mit Geräusch und äußerm Glanze ausgeführt werden, und verachtet jene, die en entgegengesetzten Charakter haben. Man enkt, es sei nichts Rechtes mit Menschen, elche still, sanft und düster einhergehn, sieht e an als Träumer und Müßiggänger.

Man giebt schönen Handlungen Andrer günstige Auslegungen, eignet sie niedri-

gen und lasterhaften Ursachen zu, wie jene, die den Tod des jungen Cato von Furcht vor Cäsar, jene, die ihn von Ehrsucht herleiteten; eine große Krankheit des Verstandes, die von Bösartigkeit und Verderbniß des Willens und der Sitten, von Neid gegen größern Werth als der unsrige, oder dem Unvermögen, den Glanz der Tugend in seiner unschuldigen Reinheit mit starken und sichern Blicken zu fassen, herrührt. Es giebt Menschen, welche höchst witzig und spitzfindig sind, wenn es darauf ankommt den Ruhm schöner Handlungen zn verdunkeln; sie zeigen dadurch mehr ihren schlechten Charakter als Talente. Nichts ist leichter, aber auch nichts niederträchtiger.

14) Noch einen Beweis des geistigen Elends des Menschen, der aber fein ist und tief liegt. Nehmlich der menschliche Geist vermag in seinen natürlichen, ruhigen, gesetzten und gesunden Zustande nur gemeine, mittelmäßige und alltägliche Dinge hervor-

zubringen. Um übernatürliche, göttliche Dinge zu bewirken, um zu wahrsagen, Offenbarungen zu bekommen u. dergl. muß er aus seiner natürlichen Lage gerissen, krank und wie verrückt sein, entweder durch Extase und Begeisterung, oder durch Einschläferung. So ist dieser Geist nie so weise als wenn er toll ist, und nie wacher, als wenn er schläft; er trifft nie besser als wenn er kreuz und quer geht, fliegt nie so hoch und sieht nie so weit als wenn er ganz gesunken ist und unterliegt.

Endlich, giebt es wohl eine größere Krankheit des Verstandes, als daß wir die eigne Kraft unsers Geistes, selbst zu denken und zu prüfen, verachten und ihr Gedächtniß und Phantasie vorziehen? Seht doch die bewunderten Werke unsrer Gelehrten! Ist es nicht lauter Compilation, nicht durchaus fremdes Gut, nur auf gewisse neu scheinende Weise durch Einbildungskraft und Kunst verbunden? Wer wird nicht lieber

das Kauderwälsch eines Bauers hören, der in seinem Provinzial-Dialecte schöne Wahrheiten und Grundsätze nackt und trocken ausspricht, gute und nützliche Rathschläge giebt, die aus einer gesunden, starken und festen Urtheilskraft hervorgehen?

Noch ein viel größeres und wirklich unermeßliches Elend liegt in unserm Willen. Auch davon will ich einige Punkte auszeichnen.

1) Man ist mehr beflissen ein rechtschaffener Mensch zu scheinen als es zu sein, will es mehr in den Augen Andrer als in seinen eignen sein.

2) Man ist fertiger und williger zur Rache für eine Beleidigung als zum Danke für eine Wohlthat. Dank scheint den Meisten Frohndienst, Rache Wollust. Gratia oneri est, ultio in quaestu habetur.

3) Man ist rascher zum Hassen als zum Lieben, verleumdet lieber als man lobt. Man fin-

det mehr Vergnügen daran, sich an dem Unglücke und dem Bösen Andrer zu weiden als an ihrem Glücke und ihren Vorzügen Theil zu nehmen. Dieß beweisen die Beispiele der Schriftsteller, Redner und Dichter, die in der Schilderung des Guten träg und dürftig, in der Schilderung des Uebels unerschöpflich sind. Und die Ausdrücke, womit man verleumdet, lästert und stichelt, sind weit reicher, emphatischer und bedeutender als diejenigen, wodurch man Beifall ausdrückt und lobt.

Man unterläßt das Böse und thut das Gute, nicht aus reinen Bewegungsgründen, nicht aus natürlichen Vernunftprincipien und Liebe zur Tugend, sondern aus irgend einer fremden zuweilen niedrigen Rücksicht auf Gewinn und Vortheil, eiteln Ruhm, Hoffnung, Furcht, Gewohnheit, Gesellschaft, kurz, nicht des Guten selbst und der Pflicht wegen, sondern wegen äußerer Veranlassungen und Umstände. Alle sind brave

Leute, wenn die Gelegenheit und der Zufall es giebt. Darum sind auch so Wenig beständig und consequent, die Meisten sich ungleich und veränderlich.

5) Man liebt denjenigen, den man beleidigt hat, weniger, weil man ihn beleidigt hat. Eine seltsame Erscheinung! Es geschieht nicht immer aus Furcht, daß der Beleidigte sich rächen werde, der vielleicht seinen Beleidiger vollkommen verziehen hat, sondern weil seine Gegenwart uns anklagt und uns unsern Fehler vorhält. Es geht so weit, daß man sicher annehmen kann, der Beleidiger habe nicht beleidigen wollen, wenn er nachmahls nicht weniger liebt; denn in der Regel wird der Beleidigte gehäßig: qui offendè, may non pardonna.

6) Man freut sich über das Unglück und die Gefahren Andrer, und kränkt sich über ihre Fortschritte und ihr Glück, ohne alle Re-

ung von persönlichem Hasse, bloß aus
Bösartigkeit. —

Zum Schlusse sage ich noch, um unser
) und unsre Erbärmlichkeit ganz zu zeigen,
die Welt mit drei Arten von Leuten ange-
ist, die darin die ersten Stellen einnehmen
in großem Rufe stehn: die Abergläu-
)en, die Formalisten und die Pe-
ten. Zwar haben sie verschiedene Gegen-
ände, womit sie sich beschäftigen, verschie-
Triebfedern und verschiedene Theater,
denen sie spielen. Die Abergläubi-
1 treiben ihr Wesen in der Religion, die
nalisten in der Sphäre des Lebens, der
lschaft und des Umgangs, die Pedan-
im Reiche der Gelehrsamkeit. Sie sind
alle mit einem Stempel geprägt, schwa-
entweder von Natur verhunzte oder durch
)ten Unterricht verschrobene Geister, Leute,
Urtheile höchst gefährlich sind, und deren
kheit sich beinahe gar nicht heilen läßt.
wäre verlorne Arbeit, mit diesen Leuten

zu reden, um sie zur Erkenntniß zu bringen; denn sie halten sich für die Besten und Weisesten der ganzen Welt. Wer von diesen Uebeln geschlagen ist, der giebt wenig Hoffnung zur Genesung.

Die Abergläubischen leisten Gott eine wahrhaft beleidigende Verehrung. Innerlich Feinde der wahren Religion, hüllen sie sich in den Mantel der Frömmelei, sclavischer Furcht und kindischer Liebe Gottes, quälen und ängstigen sich dabei, ohne daß es verlangt wird, glauben, Gott wisse es ihnen Dank und sei wohl am Ende noch ihr Schuldner.

Die Formalisten hängen ganz an den Formen und am Aeußern, glauben, sie können ihren Leidenschaften den Zügel schießen lassen wie sie wollen, wenn sie nichts gegen die Richtschnur der Gesetze begehen und keine Formalität vergessen. Wie mancher reiche Kauz hat arme Familien ruinirt und zur Verzweiflung

gebracht unter dem Vorwande, daß er das Seine fordre auf dem Wege der Gerechtigkeit; wer mag ihn überführen Unrecht gethan zu haben? O unzählig viel Gutthaten sind unterlassen, unzählig viel Schändlichkeiten begangen worden unter dem Deckmantel der Formen! daher der gemeine Spruch: Gott bewahre uns vor den Formalisten! (Dieu nous garde des formalistes!)

Die schreierischen Pedanten betteln und plündern sich erst aus Büchern ihren Wust von Wissenschaft zusammen, dann hängen sie ihr Schild heraus und stellen sie mit lächerlicher Ruhmredigkeit zur Schau und zum Verkauf hin. Es giebt keine in Geschäften so untauglichen und in allen Dingen so tölpischen Menschen, die noch dabei so aufgeblasen wären! In allen Sprachen und unter allen Nationen sind die Namen Pedant, Clerc, Magister Spottnamen; etwas en clerc machen, heißt etwas recht dumm machen. Diese Leute strotzen von fremden Gute und haben kein Eigenthum.

Alles ihr Wissen scheint nur dazu zu dienen, sie immer einfältiger zu machen. Ihr Gedächtniß schwillt immer mehr und mehr, mit ihm ihr Stolz; und ihr Verstand schrumpft zusammen. Sie mögen denn auch in diesem Gemählde der menschlichen Erbärmlichkeit, wie billig, den Beschluß machen.

ychologische Bemerkungen

über die

Hypochondrie.

Von

K. H. Heydenreich.

besitzen mehrere treffliche Abhandlungen
ter Aerzte über den körperlichen Zu-
er Hypochondristen; neuestens hat Herr
Hildebrand *) durch seine im Hufe-
en Journale enthaltenen Briefe sehr viel
ung darüber verbreitet. Die Untersu-
des damit verknüpften Gemüthszu-
s ist nicht so glücklich gewesen, kaum
und der andere Psycholog ihm einige
und abgebrochene Bemerkungen gewid-

schätze den angeführten Aufsatz dieses Arztes
züglich auch deßwegen, weil er mit beständiger
sicht auf den Gemüthszustand des Hypochon-
ten abgefaßt ist, und selbst eine schonende Rück-
auf die eigenthümlichen festgesetzten Launen

met hat. Indessen verdient die in der Hypochondrie enthaltene Seelenkrankheit um so mehr eine besondre Betrachtung, da ihre Erscheinungen nicht alle aus der Zerrüttung und den Unordnungen des Körpers erklärt werden können, und sie nicht selten noch lange fortdauert, wenn auch der Körper vollkommen genesen ist, ja bei manchen Menschen während ihres ganzen Lebens bald in periodischen Paroxismen bald in einer bleibenden Stimmung fortwirkt. Es ist ein

und Thorheiten olcher Kranken gebietet. Was würde dieser denkende Mann sagen, wenn er Collegen anträfe, die mit einigen Brechmitteln, und Klystieren, strenger Diät und dem beständigen Commando, man solle sich aller Einbildung enthalten, das Uebel zu heben glauben. Mir scheint nichts für den gesunden Betrachter lächerlicher, für den Hypochondristen aber trostloser zu sein als die Art und Weise, wie gemeine Aerzte in der Cur jener Krankheit verfahren. Einem Hypochondristen Vorwürfe wegen seiner Einbildungen machen, ist um nichts weniger albern, als wenn man einen Fieberpatienten im Paroxism darüber ausbunzen wollte, daß er friert.

s Vorurtheil, wenn so Manche glauben,
Gemüthskrankheit verschwinde von selbst,
nur eine gründliche Cur des Körpers ge-
n sei. Sie bedenken nicht, daß alle Krank-
dieser Art, wenn sie einmahl durch Ur-
, welche im Körper liegen, eingewurzelt
sich mit einem gewissen Mechanism und
am durch Gewohnheit fortpflanzen, und
eben dieß dem Seelenarzte sein Geschäft
rdentlich erschwert.

ie Hypochondrie als Gemüthskrankheit ist
s der wirklichen Empfindung oder Einbil-
) gehemmter nothwendiger Lebensverrich-

Wie ich bereits im Eingange angedeutet habe,
auert oft die Gemüthskrankheit noch fort, wenn
uch die körperlichen Ursachen gehoben sind. In
iesem Falle herrscht allezeit noch die Einbildung,
s seien auf irgend eine Weise nothwendige Func-
onen der Körperkräfte zum Leben und gesetzmäßi-
en harmonischen Wirken gehemmt, und als
i die Natur selbst zu unvermögend, um die Ur-
chen davon zu heben. Und diese Einbildung

tungen und der Ohnmacht der Naturkräfte, sie durch sie selbst wieder in Gang zu bringen, entstehender Zustand fortdauernder Gefühle von Furcht und Beängstigung, verbunden mit einer Stimmung der Phantasie, alle Dinge von einer Seite anzusehn, wo sie uns Gefahr drohen, und einem rastlosen, nicht sowohl von Einsicht als viemehr von einer blinden innern Unruhe herrührenden Streben, allenthalben Sicherungsmittel gegen seine gegenwärtigen und vermeintlich künftigen Uebel zu finden.

Wenn jeder durch körperliche Ursachen bewirkte Zustand der Gemüthskräfte, wo sie, ungeachtet der Mensch bei Bewußtsein ist, gesetzmäßiger Wirkungen fortdauernd nicht fähig sind, Verrückung genennt wird, so ist alle Hypochondrie eine Art von Verrückung. Die Freiheit ist wenigstens in den stärksten Paroxismen

macht leider in den meisten Fällen die Cur rückgängig und setzt den körperlich Genesenen in seinen vorigen krankhaften Zustand zurück.

Krankheit unterdrückt; und es hängt dann
von dem Willen des Kranken ab, seine
e umzuändern, oder nach seiner Einsicht
einem Belieben Ansichten der Dinge zu
n. Die Urtheilskraft wird durch die Em-
ngen geleitet; und das Princip ihrer Sub-
nen ist nicht Wahrheit, sondern Privat-
e, welches aus der Natur der Krankheit
ngt. Die Vernunft ist einer parteilosen
g nicht fähig; der Kranke ist sogar in
isten Fällen gestimmt, sich über alle Prü-
nwegzusetzen, und drückt die Augen beinahe
ch gegen Wahrheiten zu, die ihn in dem
schen Fortgange der mit seiner Krankheit
sten Art zu denken und zu fühlen stö-
nnten. Uebrigens stimmt die Nerven-
e *), welche meistens ein Hauptgrund des
ist, den Kranken zur Trägheit und legt

*) cht alle Hypochondrie entsteht aus Nerven-
wäche; man kann von Seiten seiner Nerven
r stark sein, und dennoch durch andre Ursachen
jene Krankheit verfallen. Allein die Leiden

auch dem feurigsten Geiste Fesseln an. Das einzige Vermögen, welches, nachdem alle übrige niedergedrückt sind, in immer reger Thätigkeit fortwirkt, ist die Phantasie, deren lebhaftes Spiel mit den Reitzen der Krankheit selbst in eine unglückliche Harmonie tritt.

Der Hypochondrist ist in den Zeiträumen der stärkern Wirksamkeit seines Uebels in Hinsicht der Ansichten, die er faßt, der Gefühle, die er leidet, und der Bilder, die seine Furcht ihm darbietet, seiner nicht mächtig. Allein er kann unstreitig sehr viel zur Tilgung und Milderung seiner Leiden beitragen, wenn er in jenen Perioden, wo ihm seine Krankheit Ruhe verstattet, über sich selbst wacht, und durch Selbstbeherrschung

derselben führen in ihrer Fortdauer unausbleiblich Nervenschwäche herbei. Bei den meisten Hypochondristen z. B. findet eine allgemeine überspannte Reitzbarkeit der Nerven als Grund des Uebels Statt; diese ist gerade nicht Folge von Schwäche, aber sie führt zur Schwäche der Nerven.

die unnatürlichen Richtungen seiner Gemüthskräfte wieder ausbeugt. Ich will in gegenwärtigem Aufsatze einige der vorzüglichsten Grundsätze angeben, worauf es mir dabei anzukommen scheint.

Ein Hypochondrist hat schon unendlich viel gewonnen, wenn er sobald als möglich über das Dasein, den Charakter und den Umfang seiner Krankheit zur Selbsterkenntniß gelangt. Dieses Uebel überrascht nicht, sondern es bemächtigt sich unsrer ganz allmählig; wir sind schon von allen Seiten von ihm bestrickt, während wir noch völlig frei zu sein glauben. Die ersten Leiden desselben sind gewöhnlich nicht angreifend: allein sie bestimmen dennoch den Gemüthszustand; und die Seelenkrankheit ist oft schon auf ihrem höchsten Punkte, bevor die körperlichen Bedrängnisse bis zur Unerträglichkeit gestiegen sind. Besonders Menschen, welche von Natur in sich versenkt, einbilderisch und schwärmerisch sind, werden ganz unmerklich von der hypochondrischen Gemüthskrankheit beschlichen und

sind gemeiniglich lange Zeit ein Spiel derselben, ehe sie das Unnatürliche ihres Zustandes bemerken. Cardan war einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, und eine Reihe ganz unzweideutiger Symptome hätte ihn überzeugen sollen, daß er ein vollendeter Hypochondrist war; allein nachdem er in seiner Lebens- und Sittenschilderung (de vita propria) an irgend einem Orte einige davon anführt, sagt er noch ganz skeptisch: „agnosco esse caussam in me similem melancholiae, beinahe möchte ich glauben, ich sei hypochondrisch.“

Nach der Erklärung, welche ich von der Hypochondrie, als Gemüthskrankheit, gegeben habe, läßt es sich leicht einsehen, daß allen wirklichen Hypochondristen folgende Eigenheiten zukommen:

1) Das herrschende und fortdauernde Gefühl eines Hypochondristen ist Beängstigung und Furcht, welche sich auf diejenigen Gegenstände beziehn, für welche er sich am meisten

ressirt. Er braucht gerade nicht wegen
es Lebens oder seiner Gesundheit in Un-
e zu sein, vielleicht bloß wegen seiner
dien, seiner Amtsarbeiten, seiner Han-
ung, seines Rufs und Credits unter
ern Menschen. Allein es giebt Kranke
r Art, wohl die Unglücklichsten unter
n! deren Angst und Furcht sich über alle
Verhältnisse verbreitet, und welche
Qualen bereitet finden, sie mögen sich
den wohin sie wollen.

errschender diese Gemüthsstimmung in
Hypochondristen wird, um so tiefer ver-
er sich nach und nach in sich selbst,
alles, was sich ihm näher oder entfern-
darbietet, auf seine Leiden und die
nstände derselben zurück, so daß er auch
Beziehungen erdichtet, welche gar nicht
finden. Es kann nicht fehlen, daß
ht in den Ansichten der Dinge, die er
höchst einseitig würde.

3) Zuweilen führt die Phantasie dem Hypochondristen ganze Scharen der unangenehmsten und fürchterlichsten Vorstellungen zu. Dieß sind die Zeitpunkte seiner unglücklichsten Paroxismen. Ueberhaupt aber wird er immer von, wenn auch nur dunklen, Reihen solcher Bilder gedrängt.

4) Mit der Zunahme der Krankheit verschwindet allmählich alles Vertrauen zu sich selbst, seinen physischen sowohl als geistigen Kräften; vielleicht die schwärzeste Seite des Uebels, besonders für den Gelehrten und Geschäftsmann.

5) Der Hypochondrist ist unablässig bestrebt Gegenmittel gegen sein Uebel zu erfinden, und thut es selbst mit Verläugnung seiner Einsicht und ohne alle vernünftige Prüfung; daher das Quaksalbern und eine Menge alberner Versuche, welche Kranke dieser Art in Geheim zu Tilgung ihres Uebels anwenden: dieß sind aber ihre glücklichsten Stun-

den, wenn sie mit voller Zuversicht von irgend einem, wenn auch noch so seltsamen, Mittel Genesung und Linderung erwarten.

Der Hypochondrist wird überhaupt mit der Zeit sein Leiden gewisser Maßen gewohnt. Ich habe mich nie des Lächelns enthalten können, wenn ich die Stelle Cardans las: (im angef. B. K. VI.) quoniam experior, me nunquam posse prorsus carere dolore, et si modo contingat, subit in animum impetus quidam adeo molestus, ut nihil possit esse gravius, ut multo minus malus sit dolor aut doloris caussa, in qua nulla prorsus inest turpitudo periculumve. Itaque ob hoc morsum labii et digitorum distorsionem et compressionem cutis et tenuis musculi brachii sinistri usque ad lacrimas excogitavi, quo praesidio sine calumnia adhuc vivo. Auf gleiche Weise läßt sich auch der Hypochondrist ungern die Ansichten der Dinge nehmen, die ihm fixirt sind; und oft erscheint ihm der

jenige, der ihn in der Routine seines Ideenganges stören will, als ein wahrer Feind.

7) Der Hypochondrist ist wenigstens von gewissen Seiten allezeit veränderlich. Seine Launen und Gefühle wechseln oft mit den schnellsten Uebergängen; er springt von der Schwermuth zu der tollsten Lustigkeit über; in seinen Grundsätzen und Meinungen ist er nicht selten widersprechend und inconsequent. Cardan ging zuweilen in Lumpen, zuweilen in reichen Kleidern. Einst setzte er sich sehr froh zu Tische, und als er aufgestanden war, konnte er die von ihm verfaßten Bücher nicht vor Augen ersehn. Bald glaubte er, er habe einen Schutzgeist, bald lachte er darüber und versicherte, es sei nicht wahr.

Naude' (Naudé in judicio de Cardano, libro de vita propria praemisso) thut wohl Cardan Unrecht, wenn er aus diesen und andern Ungleichheiten und

dersprüchen desselben folgert, er sei ein
glügner gewesen. Er war nur ein Hy-
chondrist *). Freilich handelt Cardan im

aß Cardan ein Hypochondrist war, ist meiner
Meinung nach keinem Zweifel unterworfen, und
inahe alle seine Tollheiten, Thorheiten und
enieſtreiche lassen sich aus jener Krankheit er-
ären. Er sagt selbst in der von ihm verfaßten
Schilderung seines Lebens und seiner Sitten:
de vita propria) er leide an Magenschwäche,
n Blähungen, an Schwindel, Herzklopfen, Aus-
üchen von Thränen und dergleichen: und wenn
ir seine Sonderbarkeiten zusammen nehmen, je-
en herrschenden Hang zur Einsamkeit oder zu
nem unruhigen Herumschweifen in der Welt,
nen übertriebenen Stolz auf seine Vollkommen-
eiten, jene Eitelkeit, die ihn bis zu lächerlichen
leinigkeiten erniedrigte, jene seltsame Vergesell-
haftung einer richtigen Erkenntniß seiner Fehler
nit einer unbegreiflichen Uebersehung derselben,
ne possirliche Mischung von Leichtsinn und Reue,
nes Mißtrauen gegen die Menschen, jene finstern
Vorstellungen von Verfolgungen, Verleumdun-
en, Zanksüchtigkeit und Paradoxie, jene Verän-
erlichkeit der Stimmungen und Launen, jene Be-

47. Kapitel seiner Lebens- und Sittenschilderung ganz besonders von der Art und Weise, wie sein Schutzgeist sich ihm mittheile,

reitwilligkeit sich selbst zu täuschen, jene beständigen Widersprüche u. a. d. m. so können wir gar nicht anstehen zu erklären, daß und in welchem Grade er ein Hypochondrist war. Ich kann nicht umhin eine Stelle anzuführen, die ihn von dieser Seite ganz charakterisirt: (de v. pr. LII.) si quis enumeret labores, curas, tristitiam, dolorem, errores meos in victu, rei familiaris occupationes, timorem egestatis, vigilias, molestiam ventriculi, flatus graves, pruritus et etiam phtiriasin, levitatem nepotis, filii malefacta, quis non miretur adhuc me supervivere? Plurimi tamen mihi cecidere dentes, ut residui sint XV, nec prorsus integri nec firmi. Tot insidiae, tot laquei, anus furaces, aurigae ebrii, omnes mendaces, ignavi, infidi et superbi; neminem habui adjutorem, unum semiauxiliarem, sexies et circiter, ob tot incommoda et errorem in victu, dormitum iens, credidi me non amplius surrecturum, — Naudé sagt daher in seinem judicio de Hieron. Cardano sehr richtig: Huc tandem

und sagt denn doch in einem andern Buche: (de varietate l. XVI. CXCIII.) Ego certe nullum daemonem aut genium mihi adesse cognosco, illud bene scio, mihi pro bono genio datam rationem patientiamque in laboribus magnam, bonam animam, pecuniae honorumque

redeo, ut Cardanum ex temperie quadam animi nusquam aequalis et compositi, absurda multa fecisse, et minime sibi in omnibus consentanea locutum fuisse concludam. Scitum est enim, melancholicos omnes, cuiusmodi eum fuisse in dubio apud me non est, superbos esse, nimiumque sibi blandientes et elatos, quia melancholia cum halituosa sit, flatus illi ventosa faciunt ingenia et magnarum rerum, ut nominis, honorum, auctoritatis desiderio flagrantia, sunt praeterea suspicaces, morosi, invidi, malevoli, simultatum tenaces, αςοργοι, et velut in extremo confinio naturae humanae positi, ut coelestem vel belluinam, aut mixtam interdum ex utraque, levissimo impulsu suscipiant.

contemtum, quae omnia maximi facio et daemonio Socratis meliora atque ampliora dona existimo. Allein ich bin überzeugt, daß Cardan wirklich zu gewissen Zeiten an seinen Schutzgeist glaubte, in andern die Nichtigkeit dieses Wahnes einsahe. Und so war es ebenfalls auch Folge der Schwäche und Unselbstständigkeit des Hypochondristen, wenn er sich jetzt einbildete, die Schwindsucht gänzlich heben zu können, und ein ander Mahl gestand, es sei gar nicht andem, das Fatum habe ihn zu einer Lügen verführt. Er selbst klagt irgend wo über diese Veränderlichkeit: aetatum mutatione saepe inveni in rebus meis etiam reconditis tantam varietatem, ut diceres adesse Larem, qui omnia confunderet.

8) Der Hypochondrist ist bald leichtgläubig, bald schwergläubig, je nachdem es das Interesse seines krankhaften Zustandes mit sich bringt.

er Hypochondrist liebt die Einsamkeit und
ht sich von dem Umgange mit Menschen,
nen er selten traut, zurück. Seine Zu-
ckgezogenheit artet oft in Menschenhaß
s. —

Dieß sind, scheint mir, die ausgezeichnet-
Züge solcher Gemüthskranken. Ich werde
n ausführlicher entwickeln und philosophi-
rundsätze für ihr Verhalten aus den Prin-
der Sittlichkeit und der Natur der Seele
en.

ie Fortsetzung folgt im nächsten Theile.

Das Moos.

Auf Rosen schlummre friedlich der Glückliche,
Den nur auf sanften Wellen das Leben trug;
Auf stillem Moose lagert einsam
Trauernd sein Haupt der Sohn des Kummers.

Ihn lockt das Thal im Blumengewande nicht,
Und nicht der Jugend rauschender Reihentanz,
Der Wehmuth Wonne naht ihm freundlich,
Ueber ihm rauscht der Eiche Wipfel. —

Mit dürft'gem Kleide hüllte dich, stilles Moos,
Die Mutter Aller, fesselte ewig dich
An bange Gräber und Ruinen
Und an den düstern Stamm der Eiche.

Doch, wie das Veilchen liebliche Demuth spricht,
Und silberschimmernd Unschuld die Lilie,
So weht aus deinem sanften Schooße
Tröstung und Ruh dem stillen Dulder.

Er athmet Friede, sieht er dich angeschmiegt
An öde Trümmer grauer Vergangenheit;
Es tagt vor ihm die ferne Vorwelt;
Sonnen erstehen, die längst gesunken.

Und wenn er dich in schimmernder Mondnacht sieht,
Der stillen Todten einsamen treuen Freund,
Wenn du mit dämmerndem Gewande
Ueber dem Grabe des Aedlen wachest,

Dann hebt ihn Andacht mächtig zu Gott empor,
Der Ruhe Fülle schwebt ihm vom Grabe her,
Der Trauer ehrne Bande brechen,
Selige Strahlen sendet Luna:

„Der du aus niederm Moose dem Leidenden
„So süße Ruhe sendest und über Sternen wohnst,
„Du bist der Ruhe ew'ger Urquell;
„Dank für dein Leiden, ich will dulden.

K. H. Heydenreich.

Druckfehler.

Seite 8 Zu der Inhalts-Anzeige ist am Ende noch hinzuzusetzen: Das Moos, ein Gedicht von Heydenreich, S. 158.

— 22 (in der Einleitung) Zeile 14 Statt diesem lies dem

— 66 Zeile 1 Statt nützlichen lies möglichen

— 110 Zeile 13 Statt Producte lies Punkte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heydenreich, Karl Heinrich, 1764-1801

Philosophie über die Leiden der Menschheit

Bd.: 1

Leipzig (1797)

Ph.pr. 638 s-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040838-8
VD18 80333982